

GEMEIN

WEITENT

**Eine
bessere
Stadt
bauen**

SAM

Ein Buch über soziale Projekte der WBV-GPA

Gemeinsam eine bessere Stadt bauen

Ein Buch über soziale Projekte der WBV-GPA

**„Wenn es gelänge, in einer
nicht allzu langen Zeit etwa 500
Wohnungen zu bauen – und
das wäre möglich –, so wäre dies
sicher ein wenn auch nicht
bedeutender, so doch ein
wenigstens nennenswerter
Beitrag zur Linderung unserer
argen Wohnungsnot.“**

Dieser ausdrucksstarke Satz findet sich in einem Dokument, das 1951 in Vorbereitung der Gründung der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte (die zwei Jahre später, 1953, schließlich stattfand) angefertigt wurde. In seiner mittlerweile historischen Bedeutung schien er uns passend, in adaptierter Ausführung die jeweiligen Kapitel einzuleiten, um einerseits unseren Willen, zu gestalten, aber auch die Demut vor der Aufgabe zu zeigen.

Inhalt

Vorwort Stadtrat Peter Hacker	7
Vorwort Wohnbauvereinigung für Privatangestellte	8
Michael Gehbauer im Gespräch	11
<u>BILDUNG FÜR ALLE GEWÄHRLEISTEN</u>	
Willkommen im Oleanderpalästchen	18
Studentenheim Gasometer	26
Baustelle Schule	30
Music City Gasometer	38
Bildung als Basis für Demokratie	44
<u>WOHNUNGSLOSIGKEIT BEKÄMPFEN</u>	
Wohnglück ohne Druck	50
Wege aus der Wohnungslosigkeit	58
Housing First	66
Rand und Abgrund	72
<u>VIELFALT ERMÖGLICHEN KÖNNEN</u>	
Die Zukunft in Planung	78
HABIT Kids-WG	88
Selbstbestimmt wohnen	90
Planen Frauen anders als Männer?	98
Das Rote Wien und das Wilde Wien	100
<u>MITEINANDER LEBEN LERNEN</u>	
Nachbarschaft in einem bunten Haus erleben	106
Kompetenzen bündeln	116
Was braucht es für gelungene Integration?	126
Wien von 1900 bis 2018	128
<u>GEMEINSAM GESTALTEN WOLLEN</u>	
Gemeinwesenarbeit in der Gebietsbetreuung	134
Jugendzentrum come2gether	140
Pilotprojekt Pioniergarten	148
Der solidarisch-aktive Neue Mensch	156
Soziale Projekte und die WBV-GPA	160
Mitwirkende an diesem Buch	164



Gemeinsam und solidarisch

Es mag auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen, dass ich als Sozialstadtrat für die alljährliche Publikation der Wohnbauvereinigung für Privatange stellte ein Vorwort beisteuere. Schließlich ist der gemeinnützige Wohnbau ja eigentlich in einem anderen Ressort unserer Stadtregierung angesiedelt. Bei näherer Betrachtung erschließen sich aber einige Berührungspunkte, denn sozial wirkende Institutionen sind immer auch auf die gebauten Räume, in denen sie wirken können, angewiesen. Und hier kommt die WBV-GPA ins Spiel, die mit der dafür notwendigen Kreativität und Weitblick Sorge trägt, dass diese Räume entstehen.

Theorie, Praxis und Realität

Mein Wien zeichnet aus, dass wir erst denken und dann reden, bevor wir zu handeln beginnen. Wohlüberlegt wollen wir eine Sozialpolitik des 21. Jahrhunderts umsetzen, die den Menschen jene Hilfe bietet, die gebraucht wird. So ein gemeinschaftliches Sozialsystem braucht Partner, die jenseits von „am Markt“ orientierten Renditeerwartungen mithelfen, es zu tragen. Es freut mich daher sehr, mit der WBV-GPA eine solche Partnerin, die unsere Werte teilt, an Bord zu haben.

Die Anwendungsgebiete sind vielschichtig – von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, Seniorenwohngemeinschaften, Kindergärten, Schulen, Flüchtlingsunterkünften bis hin zu Studierendenheimen. Die WBV-GPA trägt mit diesen sozialen Räumen ihren Teil dazu bei, den hohen Betreuungsstandard, der Wien auszeichnet, zu gewährleisten.

Ich wünsche mir, dass diese gemeinsamen Projekte, die ganz im Sinne unserer Stadt sind, noch an vielen Orten ihre Fortsetzungen finden.



Peter Hacker

Amtsführender Stadtrat für Gesundheit, Soziales und Sport

Foto: David Bohmann



Im Dienst der Gesellschaft und der Gemeinschaft

Die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte trägt das Attribut „gemeinnützig“ nicht nur aufgrund ihrer Rechtsform (als Firma) im Namen, sondern auch, weil sie sich aufgerufen und verpflichtet fühlt, mehr als nur ein gewöhnlicher Bauträger zu sein. Natürlich steht die Schaffung von leistbarem und qualitativem Wohnraum an erster Stelle, aber es gehört mehr dazu, wenn man den Anspruch hat, ganzheitlich zu wirken und Mehrwerte zu schaffen.



Ausgehend von dem Hintergrund, im Geiste der Solidarität von der Gewerkschaft der Privatangestellten gegründet worden zu sein, sind ihr die Vorteile, aber auch die Auflagen, die vom Gesetz her den gemeinnützigen Bauvereinigungen zuteilwerden, wohl bewusst – schließlich muss (und darf), anders als bei einem rein marktorientierten Unternehmen, kein Gewinn erwirtschaftet werden. Was die WBV-GPA baut, also was wir bauen, soll die Verwirklichung städtebaulicher und planerischer Visionen sein und den Bedürfnissen der wohnungssuchenden Bevölkerung entsprechen: Häuser also, die den Erfordernissen der Zeit in aller Konsequenz Rechnung tragen – ganz nach unserem Motto „Menschen. Maßstäbe. Meilensteine“. Dabei ist es unerlässlich, das Umfeld mitzubedenken: jenes der Bauwerke im städtischen Gefüge, aber auch das soziale Umfeld der Menschen, die diese Häuser bewohnen.



Sozial. Nachhaltig. Innovativ.

So lautet die Konkretisierung unseres Leitbildes, und entlang dieser Richtschnur sind wir bestrebt, unterschiedlichsten und sozial tätigen Organisationen Raum und Platz zu geben. 74 solcher Institutionen bzw. Adressen haben wir gezählt und alle werden in diesem Jahrbuch 2019 der WBV-GPA genannt und einige davon näher vorgestellt.

„Sozial“ – das Wort leitet sich vom lateinischen *socius* ab und bedeutet „gemeinsam“, „gemeinschaftlich“, „verbunden“: Wir betrachten die Unterbringung von Kindergärten und Schulen, von Betreuungseinrichtungen und Beratungszentren, von speziellen Wohngemeinschaften und Studierendenheimen und

vielen anderen Modellen partizipativen Wohnens explizit als Aufwertung unserer Wohnhäuser, dem Gedanken der Inklusion folgend, wonach die Gesellschaft als soziales System umso tragfähiger ist, je vielfältiger die individuellen Zugänge ihrer zusammenwirkenden Mitglieder sind.

Vielfalt ist Stärke

Ganz in diesem Sinne haben am vorliegenden Buch vierzehn unterschiedliche Autorinnen und Autoren mitgewirkt: Profis und Laien, alte und junge, mit und ohne Migrationshintergrund, vor allem Frauen; gegliedert ist dieses Buch in fünf Kapitel, denen jeweils ein themenbezogener historischer Essay beigelegt ist, um die entsprechende Entwicklung seit dem Aufbau des Sozial- und Wohlfahrtsstaates nachvollziehbar zu machen. Vier Fotografinnen und Fotografen haben Bilder beigelegt, und ein Team von Grafikerinnen und Grafikern hat die Illustrationen entworfen. Wir dürfen uns bei allen ganz herzlich für ihre Arbeit bedanken und wünschen den Leserinnen und Lesern eine spannende Lektüre.

Wien, im Dezember 2019



KommR Mag. Michael Gehbauer

Geschäftsführer der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte



Mag.^a Nadja Shah

Geschäftsführerin der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte



Karl Dürtscher

Vorsitzender des Aufsichtsrats der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte





„Wir sind ein Teil der Vielfalt“

Michael Gehbauer hat seit 1993 als Mitarbeiter verschiedene Abteilungen der WBV-GPA durchlaufen; seit 2004 ist er Geschäftsführer des gemeinnützigen Bauträgers mit Sitz in Wien. Im Gespräch mit Anna Soucek erklärt er die Unternehmensphilosophie der Wohnbauvereinigung und ihr Verhältnis zum freifinanzierten Wohnungsmarkt, stellt historische Bezüge zur Bautätigkeit des Roten Wien her und gibt Ausblicke auf die Zukunft des Wohnbaus und des gemeinschaftlichen Wohnens in Städten.

Das Selbstverständnis der WBV-GPA heute beruht auf dem gewerkschaftlich-solidarischen Auftrag, mit dem sie im Jahr 1953 gegründet wurde. Wofür steht die WBV-GPA heute, und sind die damaligen Grundsätze heute noch anwendbar?

Wir haben uns immer sehr bemüht, jene Grundsätze, die 1953 formuliert wurden, bis heute zu bewahren, wobei sie freilich über die Jahre modifiziert oder auch übersetzt werden mussten. Gegründet wurde das Unternehmen von der Gewerkschaft für Privatangestellte mit dem Ziel, 500 Wohnungen zu bauen. Das hört sich nicht viel an, aber es bedeutete damals eine große Anstrengung. Dennoch konnte dieses Ziel – mit unserem Pionierprojekt in der Wiener Favoritenstraße, mit einem für damalige Verhältnisse wirklich beeindruckenden Hochhaus in Kapfenberg sowie mit zwei weiteren Projekten – schnell erreicht werden. Das war damals ein kleiner, aber elementarer Beitrag zur Linderung der Wohnungsnot. Auch heute gibt es einen großen Wohnungsbedarf. Wir wollen einen Beitrag zu dessen Deckung leisten, indem wir den geförderten, also den leistbaren Wohnungsbau weiterentwickeln. Unser Auftrag ist, für Menschen – auch mit mittleren oder niedrigen Einkommen – gute Lebensverhältnisse zu schaffen. Ebenso wie es in den 1950er-Jahren – als die Wohnansprüche freilich bescheidener waren – galt, hochwertige Wohnungen zur Verfügung zu stellen,

streben wir das auch jetzt an. Dass die Menschen gesund und nachhaltig leben, auch das ist uns ein wichtiges Anliegen, und dass Wohnbau im Einklang mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stattfindet; auf die heutige Zeit bezogen heißt das, dass wir uns natürlich mit dem Klimawandel und seinen Folgen auseinandersetzen müssen.

„Menschen. Maßstäbe. Meilensteine.“ ist ein Slogan, der die Unternehmensphilosophie der WBV-GPA definiert, „sozial, kostengünstig und innovativ“ sind weitere ihrer zentralen Leitbegriffe. Dass Sie um bauliche Innovation bemüht sind, zeigen Projekte wie die Gasometer oder Schulbauten aus den letzten Jahren; und dass es Ihnen auch um Innovation auf sozialer Ebene geht, zeigt etwa der Que[e]rbau in der Seestadt Aspern, das neunerhaus Hagenmüllergasse oder der geplante Lebenscampus Wolfganggasse. Innovation im Bereich der ökologischen Nachhaltigkeit veranschaulichen wiederum das GreenHouse Aspern oder auch der Pioniergarten der bereits erwähnten ersten WBV-Siedlung in der Favoritenstraße. Aber ist Innovation nicht auch mit Anstrengungen und Kosten verbunden? Man könnte es sich ja einfacher machen, auf konventionelle Bauweisen mit konventionellen Materialien für konventionelle Lebensformen zurückgreifen und das reproduzieren, was eh bereits erprobt ist.

Natürlich, es ist anstrengend, aber man muss sich dieser Mühe unter-



ziehen. All die genannten Projekte, die erfolgreich verlaufen sind und teils mit wichtigen Preisen ausgezeichnet wurden, haben eine lange Geschichte; andere Initiativen hingegen sind gescheitert, was auch finanzielle Einbußen bedeutete. Es muss uns klar sein: Innovationen passieren nicht durch ein Fingerschnippen, sondern brauchen lange Vorbereitung, gründliche Recherche und aufwendige Basisarbeit; solche Projekte haben längere Vorlaufzeiten als „normale“. Darauf muss man sich einlassen. Es hängt vielleicht auch damit zusammen, dass wir nie eines der ganz großen Wohnungsunternehmen waren und auch nie ein solches sein werden – dass wir stattdessen Nischen besetzen. Wir haben uns selbst verordnet, beweisen zu wollen, was im geförderten Wohnbau alles möglich ist abseits des Mainstreams. Das ist die Triebfeder vieler unserer Vorhaben.

Nischen besetzt die WBV-GPA vor allem im geförderten Wohnbau. Gerade in diesem Bereich wachsen die Herausforderungen, zumal die Rahmenbedingungen schwieriger werden: steigende Grundstücks-kosten, steigende Baukosten, weniger geförderte Projekte. Der Anteil der Wohnungen, die – zum Beispiel in Wien – gefördert errichtet werden, hat sich in den letzten Jahren verringert; der Anteil jener Wohnungen, die freifinanziert sind, hat sich hingegen erhöht. Wie ist denn Ihr Verhältnis zum freifinanzierten Markt, stehen gemeinnützige

Wohnungsunternehmen wie die WBV-GPA unter marktbedingtem wirtschaftlichen Druck?

Das ist eigentlich heute die Kernfrage in der heutigen Wohnungswirtschaft in Österreich. Klarerweise ist der Markt geteilt. Es gibt den geförderten Bereich, der auch – aber nicht nur – von gemeinnützigen Unternehmen wie uns getragen wird; und es gibt den freifinanzierten Bereich, der boomt. Immobilien sind ja heute die dominierende Anlageform schlechthin. Aber es nützt uns nichts, wenn wir uns zurückziehen und uns auf unser Segment beschränken, ohne etwas mit dem anderen Segment zu tun haben zu wollen, weil es natürlich viele Überschneidungen gibt. Am Grundstücksmarkt treten wir als Konkurrenten auf. Da kann eine Zusammenarbeit positiv wirken, etwa wenn wir gemeinsam mit einem Bauträger freifinanzierter Wohnungen ein Grundstück kaufen und ein Mischprojekt entwickeln. Die Widmungskategorie „Geförderter Wohnbau“, die sich die Stadt Wien bei der letzten Bauordnung verordnet hat, bedingt, dass Grundstücke zukünftig zu zwei Dritteln gefördert und zu einem Drittel freifinanziert bebaut werden müssen. Das hat zur Folge, dass sich diese beiden Pole irgendwo annähern müssen; es werden Kooperationen stattfinden müssen. Für solche Kooperationen sind wir gerüstet; wir sind sogar imstande, das selbst zu machen. Dennoch: Der freifinanzierte Wohnungsmarkt ist nicht unsere zentrale Aufgabe, und

das wird er auch nie sein. Bei einem „Markt“ geht man davon aus, dass er von selbst funktioniert. Gerade beim Wohnungsmarkt ist das aber in keiner Weise der Fall. Das heißt, der Bedarf an leistbaren Wohnmöglichkeiten und die Bedürfnisse, die Menschen haben, werden in Wirklichkeit vom Markt nicht erfüllt. Das übernehmen Akteure wie wir, indem wir gesellschaftliche Rahmenbedingungen berücksichtigen und Entwicklungen aufnehmen. Damit stehen wir ganz in der Tradition des Wohnbaus in Wien. Wohnungen kann man nicht von der Stange bauen. Wir bieten auch im Wohnbau Vielfalt, und wir sind ein Teil der Vielfalt, die das Leben in einer Stadt ausmacht.

Der leistbare kommunale Wohnbau, der in Zeiten von explodierenden Wohnkosten in den Großstädten auch international Beachtung findet, ist durch die Errungenschaften des Roten Wien geprägt – welche Grundlagen wurden damals geschaffen für die Stadt von heute?

Das Rote Wien war ja eine Antwort auf ein explosives Wachstum der Stadt in der Gründerzeit, das oft zu menschenunwürdigen Wohnsituationen geführt hat. Die Sozialdemokraten haben damals erkannt, dass nur durch eine Offensive im Wohnungsneubau und durch eigene Akteure – das war die Stadt selbst – das Angebot erhöht werden kann und neue Qualitäten geschaffen werden können. Darüber hinaus wurde die Wohnbaufinanzierung reformiert, etwa über Luxussteuern.

Natürlich stand dahinter ein politisches Interesse: denjenigen, für die sich die Partei verantwortlich gefühlt hat, wirklich zu helfen und gesamtgesellschaftlich zukunftssträchtige Antworten auf dringliche Probleme zu geben. Damals wurde der Grundstock dafür geschaffen, was den sozialen Wohnbau in Wien heute ausmacht. Zu den 220.000 Gemeindewohnungen kommen noch einmal 200.000 Wohnungen, die gemeinnützig errichtet wurden, somit stehen in Wien 420.000 Wohnungen, die sozial gebunden sind, zur Verfügung. Darin wohnen 62 Prozent der Wiener Bevölkerung. Das ist die große Stärke dieser Stadt, und das gibt es nirgendwo sonst mehr auf der Welt. Natürlich stellt uns die Tatsache vor Probleme, dass dieser Weg nicht so einfach fortsetzbar ist. Da sollte man wieder darüber nachdenken, mehr finanzielle Mittel in die Hand zu nehmen – denn der Anteil der Wohnbauförderung am Bruttoinlandsprodukt ist gesunken, während der Wohnungsbedarf gewachsen ist. Dieses Problem ist sicher nicht selbstverschuldet, da es von den internationalen Finanzkapitalmärkten und den Veranlagungsstrategien herrührt, aber es wäre durchaus möglich, dem mit Einsatz finanzieller Mittel entgegenzutreten. Das muss man wollen. Das muss man von der Bundespolitik her wollen. Ich glaube, wir brauchen auf jeden Fall eine Steigerung der Bauleistung bei den leistbaren Wohnungen. Aber hier muss auch angemerkt werden: Wir gehen da von einem unheimlich hohen Niveau aus, das darf man nicht vergessen. Dieses Niveau wurde





damals geschaffen, später weiterentwickelt, und das ist unser Bezug, den wir dazu haben. Insofern führen wir eine Tradition fort; aber nicht im Sinne von Traditionalismus, sondern im Bestreben, eine richtige Antwort auf heutige wohnungspolitische Probleme bereitzustellen.

Es gibt österreichweit einige Dutzend Sozialinstitutionen, mit denen die Wohnbauvereinigung zusammenarbeitet, also für die sie Projekte entwickelt hat oder die sie in ihren Gebäuden beherbergt. Als Unternehmen könnte die WBV-GPA ja auch Häuser bauen, ohne mit diesen Institutionen zu kooperieren. Betrachten Sie diese Partnerschaften als Verpflichtung, oder ist das eine freiwillige Leistung?

Die Wohnbauvereinigung macht das sicherlich nicht, weil sie es machen muss, sondern weil es wichtig ist, in Wohnhäusern unterschiedliche Funktionen unterzubringen – im Wissen, dass die Stadt eine bessere wird, wenn unterschiedliche Bevölkerungsgruppen, die eben von solchen Einrichtungen vertreten werden, miteinander ein Auskommen finden. Diese Menschen bereichern einen Wohnbau oder eine Gegend. Ich denke da zum Beispiel an die Seestadt Aspern, wo wir gleich neben dem Que[e]rbau ein Wohnheim für mehrfach behinderte Jugendliche eingerichtet haben. Und auf dem Dach des Evangelischen Gymnasiums haben wir Wohnlösungen für ältere Menschen geschaffen. An solchen

Orten entsteht neues Leben, und dort entsteht auch die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Themen. Es geht gar nicht anders. Das ist die Zukunft des Wohnens, also verschiedene Nutzungen zu kombinieren, auch für sozial benachteiligte Gruppen. Alte Menschen sollen nicht abgeschoben in einem separaten Klotz leben; wir wollen nicht, dass Menschen mit besonderen Bedürfnissen abgeschirmt und weggesperrt werden. Vielmehr wollen wir diese Gruppen mittendrin im gesellschaftlichen Umfeld positionieren, wir wollen sie im Blickfeld haben und an die Gesellschaft heranführen. Nicht zuletzt auch, um Integration und Inklusion zu fördern und das Bewusstsein der Menschen für soziale Themen zu schärfen.

Die WBV-GPA übernimmt für soziale Träger die Rolle einer „Bauabteilung“ – mit mehreren Einrichtungen und Vereinen gibt es eine kontinuierliche Zusammenarbeit. Was lernt man voneinander?

Das erste Projekt ist immer das schwierigste. Wenn man einmal erkannt hat, wie man zusammenarbeiten kann, dann erleichtert das die Umsetzung von weiteren Projekten. Wir freuen uns natürlich, wenn es uns gelingt, eine Zusammenarbeit zu institutionalisieren und mehrere Projekte gemeinsam zu machen. Man lernt die Bedürfnisse kennen, man kann besser darauf eingehen, man entwickelt einen Arbeitsstil, wie kooperiert werden kann. Und das wirkt sich auch positiv auf die Projekte aus.

WICHTIG FÜR BEWAHRT V

Wenn es gelänge, in einer nicht allzu langen Zeit viele Räume und Häuser zu bauen, um den Lernenden Platz für ihre Entfaltung zu geben, so wäre dies sicher ein wenn auch nicht bedeutender, so doch ein wenigstens nennenswerter Beitrag dazu, dass Bildung kein Privileg sein soll.

Willkommen im Oleander- palästchen

Thomas Moosmann und querkraft architekten haben in der Wohnhausanlage Oleandergasse einen kleinen, aber feinen Kindergarten mit insgesamt drei Gruppen errichtet. Ein Spaziergang mit Wohlfühlgarantie von Wojciech Czaja.







Die Polizei fetzt um die Kurve. Die Feuerwehr ist auch gleich da. „Ich bin Polizist“, sagt der eine. „Nein, Feuerwehrmann“, der andere. Jedenfalls sind die beiden Einsatzburschen in der Kleinkindergruppe ziemlich leise, ganz ohne Tatütata, bloß mit sanften, gut gummierten Abrollgeräuschen um die Ecke gebogen, neuestes Holzmodell am Markt, so richtig spaßig zum G'scheit-Anlauf-Nehmen.

„Ich bin schon seit 16 Jahren Pädagogin“, sagt Sladjana Aleksov, Gruppenleiterin im kürzlich eröffneten Kindergarten in der Oleandergasse, Wien-Donaustadt, der von der Stadt Wien, MA10, betrieben wird. „Und dieser Kindergarten ist wirklich etwas Besonderes. Die Gruppenräume sind hell und luftig bemessen. Und über die großzügige Eckverglasung haben wir eine direkte Sichtverbindung in die Sanitärräume, was bei einer Kleinkindergruppe im Alltag ebenfalls sehr hilfreich ist. Mich jedenfalls überzeugt das architektonische Konzept voll und ganz.“

Die Wohnhausanlage Oleandergasse, errichtet von der WBV-GPA nach Plänen von Thomas Moosmann und querkraft architekten, fertiggestellt 2018, ist eine moderne, zeitgenössische Interpretation von verdichtetem Flachbau. Wie eine mit geschobhohen Zinnen auf- und abspringende Reihenhausiedlung sind die kubistischen Baukörper entlang eines länglichen Dorfangers





aufgefädelt. Die hofseitigen Fassaden links und rechts davon sind mit verzinkten Gittermatten verkleidet. In ein paar Jahren, wenn Mutter Natur mitspielt, sollen die Rankgerüste hinter einem üppigen grünen Pelz verschwunden sein. Und irgendwo dazwischen, unscheinbar und unaufgeregt im Erdgeschoß untergebracht, befindet sich der dreigruppige Kindergarten mit Polizei- und Feuerwehrauto im Dauereinsatz.

Am Eingang wird man gleich in zwanzig Sprachen willkommen geheißen. Bem-vindo, powitanie, hoş geldiniz. Durch ein kleines Fenster hat man direkten Sichtkontakt ins Büro der Kindergartenleiterin, Karin Wöfl ihr Name, die hinter einer Glasscheibe am Schreibtisch sitzt und freundlich den Ankommenen zuwinkt. Was auf den ersten Blick überrascht: Kräftige Farben sucht man in diesen in Weiß- und Naturtöne getauchten Räumlichkeiten vergeblich. Die gibt es erstens draußen an den Fassaden und zweitens drinnen in Form von Kindern, Klamotten und Kunstwerken an der Wand.

„Man braucht nicht immer in die vermeintliche Kinderfreundlichkeits-Trickkiste mit Gelb, Rot, Blau hineingreifen“, sagt Jakob Dunkl, Partner bei querkraft architekten. „Ich finde es durchaus erfrischend, auch einmal den Kindern das Zepter in die Hand zu drücken und sie selbst entscheiden zu lassen, wie bunt sie es gerne hätten.“ Der Kindergarten ist erst seit wenigen Monaten in



Betrieb. Noch hält sich der kreative Output an den Wänden in Grenzen, aber die Zeit wird sich in ihren Farbnuancen schon früh genug niederschlagen. Eingangsbereich, Garderobennischen und Essplatz gehen nahtlos ineinander über. Die kleine Küchen- und Buffetzeile an der Wand und das auf niedriger Höhe positionierte Handwaschbecken leisten auf nonverbaler Ebene Kommunikationsleistung über die hier vorzufindende Architekturtypologie. Durch große, mal hoch, mal quer in die Wand gesetzte Fenster sieht man in die Kleinkindergruppe sowie in die beiden Kindergartengruppen hinein. In den Nischen wird gespielt und geschlafen. Vor den Fenstern der Gruppenräume liegt – noch – unbebautes Ackerland, aber in Zeiten massiver Stadtverdichtung und Stadterweiterung ist der leere Horizont nur eine vorübergehende Erscheinung.

Umso wichtiger sind die zahlreichen Freiräume. Von der zentralen Halle betritt man einen Bewegungsraum, durch einen Stichgang zur Westseite des Gebäudes gelangt man schließlich ins Freie, wo es sowohl Grünflächen als auch einen befestigten Bereich für Open-Air-Veranstaltungen gibt. Simple, aber funktional geniales Highlight des Kindergartens ist eine Toilette, die direkt vom Außenbereich betreten werden kann. Auf diese Weise müssen die im Sand spielenden Kinder nicht jedes Mal ein Putzzeremoniell über sich ergehen lassen, wenn sie mal für kleine Buben und Mädels müssen.

Wird der Kindergarten in der Oleandergasse 21 einen Pritzker-Preis für innovative Architektur gewinnen? Wahrscheinlich nicht. Aber er macht mit wenigen und bescheidenen Mitteln vor, wie cleveres, charmantes Bauen für Kinder heutzutage aussehen kann. Im Zeitalter chronisch urbanen Wachstums ist dies eine wichtige Handlungsanleitung für die Zukunft. Wie sagte doch der Wiener Arzt, Forscher und Sozialpolitiker Julius Tandler? „Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder.“ In der Oleandergasse steht, ganz unbemerkt, ein kleines Palästchen.

Nur keine Käseglocke über die Kinder stülpen!

Der Kindergarten in der Oleandergasse ist eine sorgfältig geplante Bildungseinrichtung für die Kleinsten unserer Gesellschaft, der beweist, wie gut Räume zum alltäglichen Leben beitragen können. Ein von Wojciech Czaja geführtes Gespräch mit der Leiterin Karin Wöfl und den beiden Architekten Jakob Dunkl von querkraft architekten und Thomas Moosmann.

Frau Wöfl, Sie sind Leiterin dieses Kindergartens in der Oleandergasse. Wie nehmen denn Kinder Architektur wahr?

Karin Wöfl:

Erstaunlich intensiv! Ich habe zuvor am Bildungscampus Sonnwendviertel von PPAG Architekten gearbeitet. Das war eine sehr große Einrichtung mit über tausend Kindern und allein 200 Kindern bei mir im Kindergarten. Die Stufen, Rampen und erhöhten Podeste wurden von den Kindern wunderbar angenommen! Manchmal habe ich das Gefühl, dass Kinder intuitiv Architektur viel besser annehmen können als wir Erwachsene. Jetzt bin ich Leiterin in einem viel kleineren Kindergarten mit drei Gruppen. Die Architektur ist kompakter und stiller, und natürlich sind in einem kleinen Kindergarten die Entfaltungsmöglichkeiten anders als am Bildungscampus. Aber dennoch: Was da ist, wissen die Kinder bestens zu nutzen.

Zum Beispiel?

Wöfl:

Ein gutes Beispiel sind die Fensternischen zwischen den Gruppenräumen und dem Gang- und Garderobenbereich. Hier sitzen und spielen die Kinder und sind Beobachter und Beobachtete zugleich. Dieses Spiel mit dem Sehen und Gesehenwerden bereitet ihnen wahnsinnig viel Spaß.

Jakob Dunkl:

Mit dem richtigen Angebot sind Kinder in der Lage, Architektur mit viel Freude zu nutzen. Eines meiner Lieblingsprojekte ist der Fuji-Kindergarten von Tezuka Architects in Tachikawa bei Tokio. Das ist ein ovaler Donut für rund 600 Kinder mit unzähligen Stiegen, Rampen und Klettergerüsten, über die die Kinder aufs Dach gelangen und dort herumlaufen und herumkraxeln können. Die Kinder lieben das und sind den ganzen Tag in Bewegung.

Thomas Moosmann:

Einmal wurde ein Kind in diesem Kindergarten über einen ganzen Tag lang mit einer Kamera getrackt. Das Resultat ist, dass der Bub pro Tag auf spielerische Weise mehrere Kilometer zurückgelegt hat. Diese Bewegung zu fördern ist eine der großen Aufgaben von uns Architekten, aber auch von der Verwaltung der Bildungseinrichtungen.

Wie gut funktioniert denn die Bewegung hier vor Ort?

Wölfl:

Wir haben einen großzügigen, luftigen Kindergarten, der viel Platz zum Spielen und Austoben bietet. Außerdem haben wir einen eigenen Bewegungsraum. Das ist ein Luxus, den gibt es nicht überall! Bewegung ist ein sehr wichtiger Aspekt. Kinder müssen schon in frühen Jahren lernen, mit Raum umzugehen und körperliche Geschicklichkeit zu üben.

Wie gut ist das mit der heutigen Haftung und Verantwortung vereinbar?

Wölfl:

Immer schwieriger! Ich habe meine Ausbildung mit 14 Jahren begonnen und bin nun seit über 30 Jahren Kindergartenpädagogin. Die Haftungs- und Aufsichtsvorschriften werden immer strenger. Manchmal sind die Eltern ganz schockiert, dass wir den Kindern den Umgang mit Scheren und Messern beibringen. Und da spreche ich noch gar nicht vom Herumkraxeln und Herumklettern auf irgendwelchen Bäumen wie in Japan! Meine ganz persönliche Erfahrung zeigt, dass die Kinder, die am wenigsten dürfen, sich am häufigsten verletzen, während es unter denjenigen, die gelernt und geübt haben, mit den kleinen Gefahren des Alltags umzugehen, kaum Unfälle gibt. Ich denke, die richtige Architektur kann das Üben dieser alltäglichen Dinge fördern und unterstützen.

Dunkl:

Wir haben im Hof einen kleinen Geländesprung, den wir mit einer betonierten Rampe barrierefrei kaschiert haben. Und wir haben lange darüber diskutiert, ob wir hier ein Geländer anbringen sollen oder nicht. Letztendlich haben wir uns dagegen entschieden. Die Kinder müssen lernen, dass im Leben nicht immer alles abgesichert ist.

Wölfl:

Und es ist noch nie etwas passiert! Solche Elemente gehören zum Leben dazu. Und somit sollte es auch im Kindergarten Platz dafür geben.

Moosmann:

Lange Zeit war man in der Architektur und in den Bauvorschriften der Meinung, dass potenzielle Gefahrenstellen nach Möglichkeit zu vermeiden sind. Diese Auffassung verändert sich nun langsam. Heute gibt es Tendenzen, keine Käseglocke über die Kinder zu stülpen, sondern wieder ein gewisses Maß an Selbstverantwortung zuzulassen.

Es fällt auf, dass dieser Kindergarten im wahrsten Sinne des Wortes ziemlich farblos ist. Warum eigentlich?

Dunkl:

In den 1990er- und 2000er-Jahren wurden viele Kindergärten in knalligen Farben errichtet. Aber wie wir wissen, sind Farben oft auch eine Geschmacksfrage. Außerdem bezweifle ich, dass Kinder und Pädagoginnen wirklich den ganzen Tag lang mit Blitzblau, Feuerrot und Entengelb konfrontiert sein wollen. Wir haben

Die Architekten Jakob Dunkl und Thomas Moosmann, Journalist Wojciech Czaja und die Kindergartenleiterin Karin Wölfl





den Kindergarten neutral gehalten und sind der Meinung, dass sich die Architektur im Betrieb in den kommenden Jahren ohnehin verändern und weiterentwickeln wird.

Wölfl:

Ich finde die ruhigen, gedeckten Naturtöne zum Arbeiten ehrlich gesagt sehr angenehm. Mein Motto ist: Die Farbe bringen eh die Kinder mit!

Wie sieht denn der Kindergarten Ihrer Träume aus?

Moosmann:

Ich träume von einem Kindergarten mit natürlichen Materialien und möglichst vielen Holzarten und verschiedenen Baumaterialien, sodass die Kinder die haptischen und atmosphärischen Unterschiede zwischen Holz, Glas, Metall, Plastik und Beton erlernen.

Dunkl:

Mein idealer Kindergarten ist kontrast- und facettenreich – und bietet sehr

hohe und sehr niedrige Räume, helle und dunkle Bereiche, harte und weiche Materialien, gut riechende und neutrale Materialien, verspielte und nüchterne Flächen, ganz bunte und neutrale Ecken. Je vielfältiger, desto besser. Das ist ein Lernprozess fürs Leben.

Und? Was sagt die Kindergartenleiterin zu diesen Wünschen?

Wölfl:

Gefällt mir gut! Ich wünsche mir einen Kindergarten, den die Kinder mit allen Sinnen erfahren und erleben können – haptisch, taktil, olfaktorisch, akustisch, optisch, aber auch abenteuerlich, und zwar in dem Sinne, dass die Kinder im Kindergarten architektonische und mentale Freiräume nutzen und beanspruchen können, die ihnen zu Hause womöglich nicht zur Verfügung stehen. Etwas lockerere Gesetze und Bauvorschriften wären da eventuell hilfreich.





Studentenheim

Gasometer

Der Schwede Johan Jansson ist in seinem Studentenleben weit gereist und lebt derzeit in Wien. Wenn es ihm gelingt, hier nach dem Studium der Globalgeschichte und Global Studies beruflich Fuß zu fassen, spricht für ihn auch nichts dagegen, hier zu bleiben. Bis auf weiteres ist er in einem Studentenheim im Wiener Gasometer eingemietet – und sehr zufrieden dort.

Die Zusage kommt an, und meine Freude ist riesig. Ich war zwar noch nie in Wien, aber trotzdem hatte diese Stadt als Studienort für mich hohe Priorität. Mein Masterstudium in Globalgeschichte und Global Studies soll als Tor zu den vielen internationalen Organisationen in Wien dienen. Sie sind das berufliche Traumziel – aber zuerst musste ich mich ja um eine zeitaufwendige und schwierige Aufgabe kümmern: die Wohnungssuche.

Zu diesem Zeitpunkt befand ich mich in Australien, und ich war davor weder in Wien gewesen, noch kannte ich jemanden aus der Stadt. Das heißt: Ich musste mich komplett auf das Internet verlassen und mich selbst kundig machen. Nach einer schnellen Suche online fand ich mehrere Wohnheime, aber besonders fiel mir eines auf, nämlich der Gasometer.

Aufgrund der bisherigen Erfahrungen mit der Wohnungssuche bewarb ich mich natürlich für mehrere Studentenheime, und überraschenderweise meldeten sich gleich zwei relativ schnell und boten Plätze an. Eines davon war eben der Gasometer, und ich nahm das Angebot unverzüglich an. Ich flog dann im März 2018 aus der brennenden Hitze in Australien ins kalte Wien.

Auf dem Foto im Internet war ein sich an den Gasometer anschmiegendes Hochhaus zu sehen, und mein erster Gedanke war, dass sich das Wohnheim genau darin befinden müsse – aber ganz im Gegenteil befand es sich im Gasometer selbst. Die erste Besichtigung war von vorne bis hinten beeindruckend, denn ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie es dort überhaupt aussehen würde. Der Gasometer-Komplex besteht aus vier ehemaligen Gasbehältern aus 1896, wovon der zweite mit einem Hochhaus verbunden ist. Die Außenwände stehen unter Denkmalschutz, und um Wohnungen errichten zu können, wurden die Gebäude um das Jahr 2000 entsprechend hinter den Außenwänden neu aufgebaut. Das heißt, die Innenseite ist sehr modern, und man bekommt kaum das Gefühl, dass man sich in einem alten Gebäude befindet.

Die vier Gasometer sind alle unterschiedlich konzipiert. Der erste ist ein Einkaufszentrum mit unter anderem einem Supermarkt und einer Drogerie; die anderen drei bestehen mehrheitlich aus Wohnungen. Das Wohnheim befindet sich im zweiten Gasometer; wie die zwei hinteren aussehen, weiß ich nicht so genau. Meine Wohnung ist eine WG und befindet sich theoretisch im 6. Stock, also die Wohnungstür ist im 6. Stock, aber wenn man reingeht, muss man die Treppe hinuntergehen und gelangt in eine große Küche. Die Zimmer sind dann mit der Küche verbunden, und dies führt natürlich dazu, dass die Küche als zentraler Treffpunkt in der WG dient.

Mein Zimmer, aus ganz ehrlicher und total objektiver Sicht, muss eine der besten Aussichten haben, die ein Studierendenheim bieten kann. Es ist lang und schmal, und am Ende hat es ein großes Fenster mit Blick auf die Stadt. Aus diesem Fenster kann ich den Stephansdom, das Riesenrad im Prater,

Im Studentenheim Gasometer B





den Kahlenberg und das AKH sehen. Davor steht ein Sofa mit einem kleinen Tisch, wo ich meine Arbeitsstunden und nette Abende verbringe oder einfach ein Nickerchen mache.

Das Leben im Gasometer ist auch anders als alles, was ich bisher erlebt habe. Im selben Stock befinden sich die Waschküche, ein Fitnessraum und eine Bar für Studierende. Der Supermarkt ist in fünf Minuten im benachbarten Gasometer zu erreichen, und die U3 hält direkt davor. Es ist, mit anderen Worten, ein sehr bequemes Leben, wo viel mehr geboten wird, als man sich von einem Studentenheim erwartet. Ich fürchte schon, dass sich kein so bequemer Ort finden lassen wird, wenn ich nach dem Studium umziehen muss. Das alltägliche Leben ist spannend. Die derzeitige Zusammensetzung meiner Mitbewohner und Nachbarinnen umfasst fünf verschiedene Nationalitäten, nämlich Bosnien, Serbien, Kanada, Deutschland und Schweden. Das führt natürlich dazu, dass nicht nur die Kommunikation in unterschiedlichen Sprachen stattfindet – es kommen auch unterschiedliche Kulturen in Kontakt. Da kann es zu höchst interessanten Situationen kommen, etwa wenn Handgeschirrspülmittel und Maschinengeschirrspülmittel verwechselt werden oder die Mülltrennung unterschiedliche Weltanschauungen widerspiegelt, etwa was Plastik ist und in den entsprechenden Container gehört. Doch selbst, wenn wir aus verschiedenen Ländern kommen, können wir immer irgendwie kommunizieren. Solange man weltoffen ist, funktioniert das Zusammenleben relativ reibungslos. Es ist auf jeden Fall spannend – in allen Hinsichten.



Baustelle **Schule**



Die Wohnbauvereinigung für Privat-angestellte baut und vermietet auch Schulen. So darf sie die Volkshochschule Penzing beherbergen und die Volkshochschule Donaustadt ist gerade in Bau. Dazu kommen zwei Gymnasien der Diakonie* sowie eine Volksschule der Stadt Wien. Deren drei Direktorinnen erzählen im Interview mit Melisa Erkurt, was man beim Bau einer Schule beachten muss und welche Baustellen es in der Bildungspolitik gibt.

*Bei einem hat die Diakonie inzwischen die Kaufoption wahrgenommen.



Frau Konrad-Lustig, wir haben uns hier in Ihrer Volksschule in der Donau-
stadt getroffen. Die Volksschule wurde
im August 2018 von der WBV-GPA an
die MA 56 übergeben und ist somit
das jüngste Schulbauprojekt der
WBV-GPA. Was sind die architektoni-
schen Besonderheiten Ihrer Schule?

Corina Konrad-Lustig:

Die Anordnung der Klassen. Zwei Klassen teilen sich jeweils einen Freizeitraum; sie sind durch Glasflächen getrennt, sodass die Schülerinnen und Schüler hin- und herwechseln können, ohne dass die Lehrerin die Aufsichtspflicht vernachlässigt. Dadurch kann man die Räume multifunktional nutzen. Wir sind eine ganztägige Schule (OVS), und da brauchen wir diese Freizeiträume unbedingt.

Frau Sinn, Ihr Evangelisches Privat-
gymnasium in Simmering ist die erste
von der Wohnbauvereinigung gebaute
Schule. Wodurch zeichnet sich Ihr
Schulgebäude aus?

Elisabeth Sinn:

Durch die zentrale, helle Aula; hier finden alle Feste und Elternabende statt, die Aula stärkt die Schulgemeinschaft. Das von der Diakonie betriebene Wohnheim für alte Menschen, das sich im Dachgeschoß unserer Schule befindet, ist eine weitere Besonderheit. Unsere Schüler arbeiten ab der ersten Klasse bis zur Matura mit den älteren Menschen zusammen. Das sind fast alles Alzheimer- und Demenzpatientinnen und -patienten, denen das Zusammenkommen mit Kindern und Jugendlichen unglaublich

guttut. Weil sie so gerne ins Kaffeehaus gehen würden, aber aufgrund ihrer Erkrankungen nicht können, spielen unsere Schülerinnen und Schüler alle zwei Wochen Kaffeehaus, servieren Kaffee und plaudern mit den älteren Menschen.

Wodurch besticht das Evangelische Privatgymnasium in der Donaustadt, Frau Kapfenberger?

Elisabeth Kapfenberger:

Durch unsere Clusterbauweise: Es sind immer vier Klassen um einen Gemeinschaftsraum situiert, mit jeweils nur einer Türe, die in den Gangbereich überleitet – wobei der Gang als Lern- und Erholungszone genutzt wird. Der Clusterbau hat pädagogische Gründe, dadurch lässt sich ein jahrgangsübergreifendes Lernen besser umsetzen.

Gibt es etwas, das beim Bau Ihrer Schulen nicht bedacht wurde?

Sinn und Kapfenberger:

Es fehlt an Stauraum. Gerade in einer Schule sammelt sich viel an.

Konrad-Lustig:

Wir bräuchten noch mehr Freiflächen, das ist gerade für den Volksschulbereich wichtig.

Kapfenberger:

Nicht nur im Volksschulbereich. Draußen spielen, lernen oder Sport machen – auch die Großen brauchen Freiflächen.

Sinn:

Auch im Lehrerzimmer gibt es einen Platzmangel. Kleine Lehrerzimmer

für die einzelnen Fachgruppen wären sinnvoll, und mehr Rückzugsorte für Lehrer-Eltern-Gespräche.

Wie haben Sie die Zusammenarbeit mit der Wohnbauvereinigung in Erinnerung?

Sinn:

Die WBV ist wie aus dem Nichts aufgetaucht. Wir konnten unseren damaligen Standort als Privatgymnasium nicht kaufen; die WBV hat für uns sofort ein Grundstück in Simmering gefunden, und nach eineinhalb Jahren Bauzeit war die Schule 2006 schon fertig.

Kapfenberger:

Mir ist besonders in Erinnerung geblieben, wie intensiv wir in den Bauprozess eingebunden wurden. Die Schule konnte ihre Anliegen direkt an die Architektin Sne Veselinović weitergeben. Wir durften die Baustelle mit Eltern, Schülerinnen und Schülern sowie mit Lehrerinnen und Lehrern besuchen und wurden durch den Rohbau geführt. Eine insgesamt sehr fruchtbare Zusammenarbeit, bei der darauf geschaut wurde, dass das Gebäude im Sinne der Pädagogik konzipiert wird.

Sinn:

Mir ist auch das Wahrnehmen auf Augenhöhe besonders in Erinnerung geblieben. Jedes Anliegen wurde aufgegriffen.

Konrad-Lustig:

Bei öffentlichen Schulen wie unserer läuft es anders. Das Haus war bereits in der Fertigstellung, als ich in der letzten Schulwoche informiert

wurde, dass ich Direktorin werde. Einfluss zu nehmen war für mich zu diesem Zeitpunkt in keiner Weise mehr möglich. Ich hätte sonst darauf hingewiesen, dass es nicht vorteilhaft ist, den Werkraum neben das Lehrerzimmer zu bauen, der Lärm wirkt sich kontraproduktiv aus – aber da war es schon zu spät. Ich war ab 1. Juli den ganzen Sommer jeden Tag auf der Baustelle, habe alle Arbeiter kennengelernt, Kleinigkeiten wurden dann noch umgebessert. Alles in allem hat Architektin Veselinović vom Gymnasium, das sie ja auch bereits entworfen hat und das in unmittelbarer Nachbarschaft zu uns liegt, viel mitgenommen, was sie auch in unserer Volksschule sehr richtig umgesetzt hat.

Kommen wir von der wortwörtlichen Baustelle zu bildungspolitischen Baustellen. Im letzten Schuljahr war das Thema Gewalt an Schulen medial besonders präsent. Wie erleben Sie das?

Sinn:

Bei uns ist das kaum ein Thema, wir haben aber auch einen Coach an der Schule, der jeden Tag da ist, und einmal pro Woche kommt die Psychologin. So kriegen wir kleine Konflikte bereits in den Griff, bevor sie größer werden können. Aber auch Eltern und Lehrer nehmen die Coaches in Anspruch und lassen sich beraten.

Kapfenberger:

Wir haben uns das von euch abgeschaut und auch ein Support-Team

aufgestellt. Das besteht aus zwei Coaches, einer Beratungslehrerin und einer Psychologin. Fehlen nur mehr Sozialarbeiter, und für manche Situationen wäre eine Krankenschwester hilfreich, beispielsweise für Schüler, die nicht alleine essen können. Neulich konnten wir so einen Schüler nicht annehmen, da wir keinen Krankenpfleger haben und diese Assistenz bei Privatschulen nicht bezahlt wird. Die Eltern hätten das selbst finanzieren müssen.

Sinn:

Wir hatten auch einen ähnlichen Fall, bei uns kommt aber der Pfleger vom Wohnheim oben und hilft dem Schüler im Rollstuhl.

Konrad-Lustig:

Als öffentliche Schule steht uns eine Beratungslehrerin für mehrere Stunden pro Woche zur Verfügung. Wir haben vom Verein „Bildung im Mittelpunkt“ eine Psychologin, die alle zwei Wochen da ist und zu der Kinder kommen können, die etwas klären wollen. Es gibt von der Gemeinde Wien viel Unterstützung, wenn man sie anfordert – mit entsprechenden Wartezeiten.

Kapfenberger:

Gewalt an Schulen gibt es, aber durch diese Support-Systeme können wir gut vorbeugen. Die Kinder sind ja nicht böse, manche können in bestimmten Situationen nicht anders reagieren. Das Ziel muss sein, ihnen zu helfen, diese Situationen zu meistern.

Ein weiteres medial heiß diskutiertes Thema: Das Kopftuch in der Schule. Wie stehen Sie dazu?



Konrad-Lustig:

In 23 Dienstjahren in der Pflichtschule habe ich kein einziges Mal ein Mädchen mit Kopftuch gesehen. Und ich war nicht etwa an Schulen, wo es keine islamischen Kinder gab.

Sinn:

Ich war froh, als wir vor ein paar Jahren endlich ein Mädchen mit Kopftuch bekommen haben.

Kapfenberger:

Ich finde das Kopftuchverbot schrecklich. Wir haben Lehrerinnen mit Kopftuch, Schülerinnen mit Kopftuch – alles funktioniert wunderbar. Dort, wo das Kopftuch ein Zwang wäre, lösen wir das Problem über unser Support-Team.

Gehören religiöse Symbole überhaupt in die Schule?

Kapfenberger:

Bei uns hängen keine Kreuze, das haben die Religionskollegen entschieden, sonst müsste jede vertretene Religion ein Symbol hängen haben. Wir leben die Inhalte der Religion.

Sinn:

Bei uns hängen sie schon, da gab es nie eine Diskussion.

Konrad-Lustig:

Uns wurden keine Kreuze geliefert, aber auch noch nicht das Bild vom Bundespräsidenten.



Sie sagen, das Kopftuch sei kein Problem, genauso wenig wie Gewalt. Was sind denn die aktuellen Baustellen in der Schule?

Kapfenberger:

Der Klimawandel. Die Sommer werden länger – im Mai, Juni, September Oktober ist es sehr heiß in der Schule. Obwohl wir die beste Lüftung haben, funktioniert dieses System auch nicht.

Sinn:

Die Temperatur ist bei uns genauso ein Problem. Wir müssen die Lüftung aber auf 50 Prozent runterfahren, sonst ist es zu laut.

Konrad-Lustig:

Dasselbe Thema bei uns. Wenn 20 bis 40 Leute in einem Raum atmen, leben und sich bewegen, steigt die Hitze einfach. Da hilft dann keine Lüftung mehr.

Welchen Wunsch haben Sie an die Bildungspolitik?

Sinn:

Keine weiteren Kürzungen.

Kapfenberger:

Keine zusätzlichen Aufgaben ohne die Stundentafeln entsprechend anzupassen.

Konrad-Lustig:

Es fehlt an Geld. Die Politik muss erkennen, dass sie an der Bildung nicht sparen darf.

Sinn:

Vieles hängt vom Engagement der Lehrer ab, was sie unbezahlt und in ihrer Freizeit machen.

Konrad-Lustig:

Als Schulleiterin würde man da dann gerne mal sagen: „Du musst das nicht freiwillig machen, du kriegst das bezahlt!“

Der Wohnbauvereinigung ist eine lebenswerte „Stadt der Zukunft“ ein Anliegen. Wie kann man gemeinsam mit den Schulen eine bessere Stadt bauen?

Kapfenberger:

Indem Errichter von Schulen auf die Pädagoginnen hören und ihre Inputs aufgreifen. So kann man Schulen zu einem besseren dritten Pädagogen machen.

Sinn:

Es ist Aufgabe von Schulen, den Kindern Selbstbewusstsein, Freiheit und Kreativität mitzugeben und sie dann auf die Stadt loszulassen!

Konrad-Lustig:

Unsere Schulgebäude sind ein guter Anfang für eine bessere Stadt. Indem man beispielsweise Wohnheim und Schule zusammenbringt und Kinder somit lehrt, Rücksicht aufeinander zu nehmen.

Nehmen die Schülerinnen und Schüler denn Rücksicht auf die unterschiedlichen Kulturen im Klassenzimmer?

Man hört ja immer wieder von kulturellen Konflikten in den Schulen.

Kapfenberger:

Wir wählen unsere Schüler so aus, dass eine Vielfalt da ist. So lernen sie auch die Gesellschaft kennen.

Sinn:

Schule muss Vielfalt leisten. Indem sie eine Vielfalt an Menschen unter ein Dach bringt, lernen die Schüler auch draußen damit umzugehen. Das ist ein Knochenjob, dadurch entstehen Konflikte, aber was man dadurch lernt, kommt der Gesellschaft zugute.

Konrad-Lustig:

Und dafür brauchen wir Ressourcen, damit das wirklich gut gelingen kann. Die Ideen haben wir alle im Kopf, wir Lehrer haben ja gelernt, aus dem Minimum das Beste zu machen. Man gibt uns eine Aufgabe und irgendwie schaffen wir das, wir kriegen es eigentlich immer hin. Nur dieses „wir kriegen es schon hin“ geht immer mehr auf Kosten der Kinder, weil Ressourcen weggespart werden.

Sinn:

Und es geht so heimlich. Jedes Jahr weniger Wahlpflichtfächer, weniger Nachmittagsbetreuung, weniger unverbindliche Übungen – und das kriegt die Öffentlichkeit nicht mit, es passiert einfach so.

Konrad-Lustig:

Wir haben alle das Herz am rechten Fleck und machen nicht nur Dienst nach Vorschrift. Würden wir das so machen, würde viel zusammenbrechen. Und das weiß die Politik!

Music City

Gasometer

Vor allem den Anstrengungen der WBV-GPA ist es zu verdanken, dass sich die Wiener Gasometer in den letzten Jahren zu einem internationalen Hotspot für zeitgenössische Musik entwickelt haben. Die Privatuniversität Jam Music Lab sowie die POP Akademie und die Johann Sebastian Bach Musikschule setzen laufend Maßstäbe. Die Musik-Fotografin Rania Moslam hat Eindrücke der herausfordernden Aufnahme- und Abschlussprüfungen eingefangen.









Die Anspannung vor dem Auftritt ist ebenso groß wie die Erleichterung danach





Auch genau hinzuhören, wenn andere spielen, gehört zum Lernprozess



Bildung als Basis für Demokratie

Bildung für alle und die Demokratisierung des Schulwesens waren für die SDAP der Schlüssel zum Gelingen des 1918 gestarteten demokratischen Experiments in Österreich. Im Roten Wien war diese visionäre These der Leitstern einer umfassenden Bildungsreform.

Mit dem Zerfall der Habsburgermonarchie stieg im Herbst 1918 auch in Österreich die Angst vor einer Diktatur des Proletariats. Das bürgerliche Schreckgespenst hatte sich in Russland mit der Oktoberrevolution 1917 bereits angebahnt. Der maßgeblich von Otto Bauer geprägte Austromarxismus war jedoch von der Überzeugung geleitet, dass eine demokratische Staatsform der einzig legitime Weg zur Durchsetzung des Sozialismus sei. Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) bekannte sich zur Demokratie. Die SDAP war damit für das bürgerliche Lager die unverzichtbare Partnerin auf dem Weg zur Etablierung demokratischer Verhältnisse. Mit der Proklamation der Ersten Republik im November 1918 begann in Österreich das demokratische Experiment. (Es sollte mit der Ausschaltung des Parlaments 1933 scheitern.)

Sein Erfolg hing aus sozialdemokratischer Sicht von einer tiefgreifenden Bildungsreform ab. Da die SDAP die Regierungszusammenarbeit mit der christlich-sozialen Partei bereits im Frühjahr 1920 aufgekündigt hatte, konnte der Bildungsreformer Otto Glöckel auf Bundesebene relativ wenig bewirken. Die gesellschaftspolitisch wichtigste Errungenschaft war der 1919 ermöglichte freie Universitätszugang für Frauen. Der Rückzug aus der Bundesregierung bedeutete aber zugleich die Konzentration von Glöckels Bildungsreform auf das Rote Wien. Infolge der Kompetenzverteilung zwischen Bund und Ländern war die Stadt Wien für die Pflichtschulen, aber nicht für die höherbildenden Schulen und Universitäten zuständig.

Die bereits im späten 19. Jahrhundert von Vertretern der klassischen Reformpädagogik kritisierte autoritäre „Drillschule“, die Hörigkeit förderte und Ideale der Aufklärung ignorierte, konnte aus sozialdemokratischer Sicht keine selbstbestimmten und zugleich solidarisch-aktiven Menschen heranbilden. Solche (jungen) Menschen wären nach Glöckel jedoch die Voraussetzung und sogar die Garantie für den Bestand des ins Leben gerufenen demokratischen Staates. Diesen grundlegenden Wert für die Zukunft des Landes maß er der Schulreform bei. Die Schule als zentraler Lernort, eben auch zur Einübung demokratischer Aushandlungsprozesse, sollte aus Prinzip nicht nur die Gelegenheit von Fachleuten und Lehrenden sein, sondern auch Eltern und Laien aus der Bevölkerung erhielten ein Mitspracherecht. Auf diese Weise sollten die Schulen möglichst fest in der Gesellschaft verankert werden.

Das 1923 eröffnete Pädagogische Institut der Stadt Wien erwies sich als Motor für die ambitionierten Reformbestrebungen. Das Institut war aber nicht bloß ein Ausbildungsort, sondern auch als Stätte der Fortbildung von Pflichtschullehrerinnen und überhaupt als pädagogische Forschungsstätte bedeutend; als Dozentinnen wirkten u. a. Alfred Adler, Max Adler, Charlotte und Karl Bühler, Wilhelm Jerusalem und Hans Kelsen. Außerdem beteiligten sich am Wiener Reformprojekt zahlreiche Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen aus dem Umfeld von Sigmund Freud und auch viele Vertreter der Individualpsychologie von Alfred Adler, der außerdem die Einrichtung von Erziehungsberatungsstellen initiiert hatte.

Im Roten Wien wurde wenig in den Schulbau investiert. Mit dem 1930 errichteten Schulhaus in der Donaustädter Freihofsiedlung gelang allerdings ein viel beachteter Musterbau im Sinne der forcierten Reformpädagogik. Die Planung für die „Gemeinschafts- und Arbeitsschule“ leistete Architekt Karl Scharfelmüller vom städtischen Siedlungsamt; er erhielt Anregungen von Viktor Fadrus, dem Direktor des Pädagogischen Instituts.

Zum stark erweiterten städtischen Bildungsangebot zählte die Institutionalisierung des Zweiten Bildungsweges, der Berufstätigen die Möglichkeit zur Matura und damit den Zugang zur Universität eröffnete. Zur „Arbeiterbildung“ im engeren Sinn zählten die Einrichtung von Arbeiterbüchereien, die oft in



Gemeindebauten integriert wurden, und die 1926 gegründete Gewerkschaftsschule. Sie diente der Betriebsräteschulung und hatte zugleich ein breites Bildungsangebot für Gewerkschaftsmitglieder im Programm. 1926 wurde außerdem die Arbeiterhochschule gegründet, die jedoch nur bis 1930 bestand; ihr prominentester Absolvent war der spätere Wiener Bürgermeister und dann Bundespräsident Franz Jonas.

Eine bedeutende Rolle in der Volks- und Erwachsenenbildung haben die Volkshochschulen inne. Sie wiesen in Wien schon im frühen 20. Jahrhundert eine bemerkenswerte Vielfalt auf. Der Wiener Volksbildungsverein war bereits 1887 gegründet worden, die Wiener Urania folgte 1897, 1901 das Athenäum (Verein für Abhaltung von wissenschaftlichen Lehrkursen für Frauen und Mädchen) und das Wiener Volksheim, das aus den 1895 eingeführten Volkstümlichen Universitätsvorträgen der Universität Wien hervorging. (Die Bezeichnung „Volksheim“ wurde gewählt, weil sich Bürgermeister Karl Lueger gegen das Wort „Volkshochschule“ ausgesprochen hatte.) Diese vereinsrechtlich organisierten Institutionen hatten den Zweck, den Zugang zu höherer Bildung für alle zu ermöglichen und Mängel des öffentlichen Schulwesens zu kompensieren. In der Wiener Volkshochschulbewegung bündelten sich Kräfte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und des sozialreformerisch-liberalen Bürgertums. Im Roten Wien erfolgte eine starke Expansion der Volkshochschulen. Man gründete Zweigstellen des Volksheims in den Bezirken Leopoldstadt (1920), Simmering (1922), Favoriten (1923), Landstraße (1924) und Brigittenau (1925) und Zweigstellen der Urania in Mariahilf und Josefstadt (1921), Alsergrund (1924) sowie Fünfhaus und Innere Stadt (1925). Der Historiker Ludo Moritz Hartmann, ein Pionier der Wiener Volkshochschulbewegung, legte größten Wert darauf, dass Volksbildung „streng parteilos“ zu sein habe. 1926, anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Volksheims in Ottakring, brachte Josef Luitpold Stern in der Arbeiter-Zeitung ihr Erfolgsgeheimnis auf den Punkt: „Das Wiener Volksheim mit seinen fünf Stätten ist auf europäischem Boden das hohe Beispiel einer Volkshochschule, deren einziges Programm das Denken lernen ist.“ Victor Adler hatte bereits 1911 festgestellt, dass die Wiener Volkshochschulen es vermieden Politik zu treiben und gerade dadurch das Vertrauen der Arbeiterschaft gewonnen hätten.

Bei der Eröffnung der Volksheim-Zweigstelle Brigittenau im Oktober 1925 merkte Bürgermeister Karl Seitz an, dass es mit dieser Volkshochschule wenigstens eine Hochschule gäbe, die nicht Parteipolitik betreibe. Ignaz Seipel hatte im Juni 1925 den österreichischen Hochschultag in Wien mit dem Vortrag „Die Aufgaben der deutschen Hochschule in Österreich gegenüber dem deutschen Volk“ eröffnet. Diese Tagung war eine deutschnationale Machtdemonstration mit lebhafter katholischer Beteiligung. Die vom Bund finanzierten Hochschulen und Universitäten sind sehr rasch zu treibenden Kräften bei der Forcierung des Nationalsozialismus in Österreich geworden.





WONNUNGS- ZEIT BE- FEN

Wenn es gelänge, in einer nicht allzu langen Zeit in Kooperation mit entsprechenden Einrichtungen Möglichkeiten zu schaffen, sodass weniger Menschen auf der Straße stehen, so wäre dies sicher ein wenn auch nicht bedeutender, so doch ein zumindest nennenswerter Beitrag dazu, dass Wohnungslosigkeit kein Schicksal sein darf.

Wohnglück ohne Druck

Peter und Franz sitzen, wie an vielen Vormittagen, im begrünten Hof zusammen, „zum Frühschoppen – mit Kaffee“, scherzen sie. Die beiden sind Nachbarn in einem außergewöhnlichen Wohnprojekt, das die WBV-GPA gemeinsam mit dem Verein ARGE Wien gebaut hat. Ein Besuch von Anna Soucek in der Brünner Straße 116, wo insgesamt fünfzig ehemals obdachlose Menschen ihr eigenes Wohnglück gefunden haben.







Die Farbgestaltung der Fassade setzt sich in den Erschließungsbereichen fort



Wohnglück, das heißt für viele: Einfamilienhaus mit Garten oder eine Stadtwohnung mit Balkon und Terrasse.

Wohnglück, das heißt für viele: ein Einfamilienhaus mit Garten oder eine Stadtwohnung mit Balkon und Terrasse. Für die Bewohner und Bewohnerinnen des Hauses in der Brünner Straße sind es: ein Bett, eine Kommode, ein Tisch mit zwei Sesseln, Dusche mit WC sowie eine kleine Küche. All das ist auf einer Fläche von 22 Quadratmetern pro Wohnung untergebracht; die genannte Grundausstattung wird inklusive zur Verfügung gestellt. Für die meisten Menschen – ob sie Erfahrungen mit Obdachlosigkeit gemacht haben oder nicht – gehört zum Wohnglück nicht nur ein sprichwörtliches Dach überm

Kopf, sondern auch Privatsphäre, also die Möglichkeit, sich zurückziehen zu können und sich den eigenen Wünschen entsprechend einrichten zu können. Die Möbel umzustellen oder – nach finanzieller Möglichkeit – andere anzuschaffen, Bilder aufzuhängen, Teppiche aufzulegen, penible Ordnung einzuhalten oder auch Chaos walten zu lassen. Manche trinken gerne Alkohol, manche haben Haustiere, manche kochen gerne, manche basteln Modelleisenbahn; der eine sucht Ruhe, die andere Gemeinschaft.

All das ist möglich in diesem Wohnhaus, das ehemals Obdachlosen eigene Wohnungen bietet, wo sie Rechte und Pflichten als Mieterinnen haben. Dass die Bewohnerinnen des erst im Februar 2019 bezogenen Bauwerks die Möglichkeit, sich häuslich einzurichten, unaufgefordert nutzen, sieht man schon von außen: Einer züchtet Paradeiser am Fensterbrett, ein anderer hat darauf Blumenkisterln angebracht, manche haben die zur Grundausstattung gehörenden gestreiften Vorhänge ausgetauscht. Das hat auch Peter vor, und er hat den Schlafbereich vom Wohnbereich abgegrenzt, sodass er Gäste empfangen kann. Franz hingegen will sich – wenn er ein bisschen was angespart hat – ein ausziehbares Sofa besorgen, denn auf dem Bett sitzend fernsehen liegt ihm nicht.

Das Haus mit der flächigen Fassadengestaltung in Beige, Ziegelrot, Dunkelweiß und Ocker – diese Farbgestaltung setzt sich im Inneren fort – fügt sich in die bauliche Umgebung, die an sich eher heterogen ist, unauffällig ein. Der herbe, vorstädtische Charme der Gegend erschließt sich, wenn man dem lärmenden Autoverkehr auf der Brünner Straße den Rücken kehrt und durch die Nebengassen und Hinterstraßen streift. Hier, in Großjedlersdorf im 21. Gemeindebezirk Wiens, haben die Straßenzüge zuweilen dörflichen Charakter.

Franz sitzt im Garten seines Wohnhauses, er kommt zum Rauchen hinunter, weil er den Gestank in der Wohnung nicht mag. Er lobt sich die Verkehrsanbindung und die gute lokale Infrastruktur; es gibt Lebensmitteldiskonter hier, einen Fleischhauer mit dem angeblich besten Pferdeleberkäse der Stadt und eine türkische Bäckerei. „Die machen einen sensationellen Kaffee, der noch

dazu günstiger ist als irgendwo sonst in Wien. Sonst können wir uns das ja nicht leisten“, sagt Franz. Er bewohnt eine hofseitige Wohnung, „nach hinten raus wohnt die Grafschaft“, lacht er, und sein Stockwerksnachbar Peter fügt relativierend hinzu, „aber auch eine straßenseitige Wohnung hätte ich genommen. Hauptsache eine Wohnung.“

Peter will nicht fotografiert werden, aber über seine Lebensgeschichte, und wie er in die Wohnungslosigkeit geraten ist, erzählt er offen: „Mit meiner ehemaligen Lebensgefährtin habe ich eine Gemeindewohnung bezogen, und als diese fertig eingerichtet war, stellte sie fest, dass sie im Leben ‚eine Veränderung‘ braucht. Das war heuer im Jänner. Ich habe ihr die Wohnung und auch den ganzen Hausrat überlassen und bin vorübergehend bei einer Bekannten untergekommen.“ Er ist dann zum Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe des Fonds Soziales Wien gegangen und hat einer Beraterin seine Situation geschildert. „Die Dame hat sich kurz mit einer Kollegin abgesprochen und hat dann gesagt: ‚Ich habe da was für Sie. Können Sie sich die Miete leisten? Das wäre im Februar bezugsfertig.‘“ Am 22. Februar 2019 ist Peter in das gerade fertiggebaute Haus eingezogen.

„Man kennt nicht alle“, meint Franz über die Nachbarschaft im Haus, „manche nützen den Hof weniger als wir. Aber irgendwo haben wir natürlich alle einen gemeinsamen Nenner, sodass wir grundsätzlich gut miteinander auskommen“. Franz ist reflektiert und aufgeweckt. Er hat Pläne für seine Zukunft – und eine komplexe Lebensgeschichte hinter sich: „Ich war die letzten 25 Jahre Auslandsösterreicher. In Amerika, in Russland, in China war ich als Selbstständiger unterwegs; oft habe ich 18 Stunden am Tag gearbeitet, 7 Tage die Woche. Ich war eigentlich sehr erfolgreich – beruflich, aber nicht privat. Ich bin schwer spielsüchtig, und das hat mich dann ruiniert. Es war nicht einfach, mir einzugestehen, dass ich finanziell am Ende und obdachlos bin. Ich habe bei null angefangen und bin jetzt seit 18 Monaten spielfrei“, berichtet er. Spielsucht sei eine Krankheit, die wie Alkohol- oder Drogensucht „immer da ist, das ist nicht heilbar. Man kann nur versuchen, ohne das zu leben. Solange ich nicht spiele, geht es mir gut. Aber ohne Hilfe kommt man da nicht raus – das hat nix mit Intelligenz zu tun, ich spreche immerhin vier Sprachen. Die Spielsuchthilfe Wien hat mir sehr geholfen, da bin ich immer noch in psychologischer Betreuung. Ich lebe von einer Woche zur nächsten – und jede Woche, die ich nicht spiele, ist eine gute für mich.“ Auch Franz bekam die Wohnung durch Vermittlung des Beratungszentrums Wohnungslosenhilfe, nachdem er in einer Notschlafstelle und einem Männerheim gewohnt hatte.

Im Erdgeschoß, gleich beim Eingang, hat Peter Gusenleitner sein Büro. Er ist als Sozialarbeiter der ARGE Wien für das Wohnhaus in der Brünner Straße 116

Der Bewohner Franz und der Sozialarbeiter Peter Gusenleitner
im liebevoll umsorgten Garten des Wohnhauses





zuständig. „Keiner muss kommen, jeder kann kommen“, sagt er über das Angebot, mit ihm über Probleme zu reden, seien sie (wie meistens) finanzieller oder persönlicher, psychischer, gesundheitlicher oder einfach nachbarschaftlicher Natur, „also alles, was dazugehört, damit die Wohnstabilität erhalten bleibt“. Eine kontrollierende Funktion übt Gusenleitner keineswegs aus, denn jedem Mieter und jeder Mieterin wird Privatsphäre zugestanden: „Ich würde ja auch nicht wollen, dass jemand uneingeladen meine Wohnung betritt. Jeder darf in seinem Sauhaufen leben, solange nicht sanitärer Übelstand passiert. Auch diese Maßstäbe sind unterschiedlich zu bewerten.“

Das von čppa (češka priesner partner architektura) geplante Wohnhaus mit fünfzig Einheiten ist das erste von drei im Endausbau vorgesehenen Häusern, die die Wohnbauvereinigung für die ARGE Wien errichtet. Die Geschlechterverteilung sei hier im Haus „wie auf der Straße“, sagt Gusenleitner: Rund ein Fünftel sind Frauen. Das Alter der Bewohner reicht von circa 25 bis 65 Jahren, wobei die jüngeren Bewohnerinnen wohl nicht ewig hierbleiben werden, erklärt der Sozialarbeiter: „An der Lebenssituation von jemandem, der um die 60 ist und Mindestsicherung bezieht, wird sich nicht mehr viel ändern. Er oder



sie wird kaum in der Lage sein, am freien Wohnungsmarkt zu partizipieren. Sie kann sich keinen Genossenschaftsanteil leisten; er hat möglicherweise Schulden bei der Gemeinde Wien, die er nicht zurückzahlen kann. Auf den freien Wohnungsmarkt braucht man gar nicht erst zu schauen, da hat man sowieso keine Chance. Das heißt: So jemand wird froh sein, hierbleiben zu können“, erzählt Gusenleitner.

„Bei jungen Menschen, deren Arbeitssituation und Einkommen sich vielleicht noch verändern, ist es durchaus ein Ziel, eine andere Wohnmöglichkeit zu finden. Wobei wir nicht Druck ausüben – den Druck macht man sich eh selber. Auf 22 Quadratmetern zu wohnen wird für einen 30-jährigen nicht lebenserfüllend sein. Da entstehen ja Bedürfnisse beim Menschen selbst, und wir sind natürlich gerne bereit, helfend und beratend zu unterstützen. Das setzt aber natürlich auch eine Stabilität der gesamten Lebenssituation voraus.“

Der weitgereiste Franz sieht seine Situation im Sommer 2019 so: „Mit 56 gibt es nicht mehr so viele Chancen im Leben. Meine ganze Erfahrung aus dem Geschäftsleben nutzt nichts mehr. Die Früchte meiner Arbeit habe ich im Casino zunichte gemacht.“ Von der Mindestsicherung will er dennoch nicht für immer leben, deshalb nimmt er alle Termine, etwa mit Sozialarbeiterinnen,



Für die Einrichtung und Raumpflege der Wohnungen sind die Mieter und Mieterinnen selbst zuständig – und aus 22 Quadratmetern lässt sich einiges rausholen

Wir üben keinen Druck aus – den Druck macht man sich eh selber.

wahr, er achtet aufs Geld und zahlt selbstredend die Miete regelmäßig. Gesundheitliche Schwierigkeiten hat er in den Griff bekommen, und er hat auch eine Jobperspektive ins Auge gefasst. Er macht eine Ausbildung im sozialen Bereich, im Rahmen des vom neunerhaus und dem Fonds Soziales Wien entwickelten Zertifikatskurses „Peers der Wohnungslosenhilfe“. Als solcher

„Peer“, also als Gleichrangiger, absolviert Franz gerade ein Praktikum beim Forum Obdach Wien, wo er Wohnungslose unterstützt, indem er sie zu Ämtern begleitet, ihnen hilft Fragebogen auszufüllen und ihnen auch ganz einfach Gesellschaft leistet: „Solche Leute sind oft mit Einsamkeit konfrontiert. Manche haben Angst, auf Ämter zu gehen, weil sie nicht mit Menschen reden können. Armut wird ja in unserer Gesellschaft schlimmer

als eine ansteckende Krankheit betrachtet. Man wird vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen – zumindest hat man das Gefühl. Du kannst dir gewisse Sachen nicht leisten, keine Kinokarte und keinen Kaffeehausbesuch, dadurch fühlst du dich heruntergesetzt.“ Das Forum Obdach Wien bietet wöchentliche Treffen, kulturelle Veranstaltungen, Tanz oder Musik. Und Franz fängt mit einer Kochgruppe an: Gemeinsam wird das Menü besprochen, gekocht, gegessen und geplaudert.

Für jemanden wie ihn sei das ein heikler Job, der ständige Selbstreflexion einfordere, und er habe diesbezüglich auch seine psychologische Betreuerin konsultiert, erzählt Franz, denn „du bist immer wieder mit deiner eigenen Geschichte konfrontiert, was natürlich voraussetzt, dass du selbst psychologisch gefestigt bist. Wenn du es nicht bist, kannst du den Job nicht machen. Aber momentan geht es gut.“ Franz will aus seiner Lebenserfahrung etwas weitergeben an andere, wie er sagt: „Früher war ich nur aufs Geldverdienen fixiert, alles andere war zweitrangig. Heute ist das in den Hintergrund gerückt. Den Rest meines Lebens werde ich damit verbringen, meine Erfahrungen aus den letzten 56 Jahren positiv umzusetzen. Wenn sich daraus wieder ein Job ergibt, der sinnvoll ist, freue ich mich darüber; aber es geht nimmer mehr nur um Geld.“

Franz, der sehr gerne kocht, mangelt es an einem Backrohr in seiner Wohnung – aber im Gemeinschaftsraum gibt es eines. Gerade wird überlegt, wie dieser über den Hof zugängliche und an die Waschküche angrenzende Raum und seine Küche gemeinschaftlich organisiert werden können. „Überlegts euch halt was und schreibts ein Konzept“, rät der Sozialarbeiter Peter Gusenleitner den beiden im Hof sitzenden Bewohnern, die zur „kochenden Riege“ im Haus gehören. Denn die Initiative kommt von ihnen: Menschen, die hier ihr Zuhause haben.





Wege aus der Wohnungs- losigkeit

Wie kann Wien Wohnungslosigkeit beenden? Und welche Rolle spielen hier Kooperationen von Sozialorganisationen mit Wohnbauträgern? Nadja Shah, Geschäftsführerin der WBV-GPA, und Daniela Unterholzner, Geschäftsführerin von neunerhaus und neunerimmo, im Gespräch mit Christina Bell.

Wohnungslosigkeit hat viele Gesichter. Sie betrifft Männer wie Frauen, immer häufiger junge Erwachsene sowie Familien mit Kindern. Die Zahl der betroffenen Menschen nimmt in Österreich seit Jahren zu. Der Großteil von ihnen lebt im städtischen Raum.

„Österreich könnte jedem Menschen ein Obdach geben.“

In Wien bieten unterschiedliche Sozialorganisationen wohnungslosen Menschen Unterstützung. Etwa 11.000 nutzen diese Angebote jährlich. Sie reichen von Notquartieren, Tageszentren und medizinischer Versorgung bis zu Übergangswohnangeboten und langfristigen Wohnmöglichkeiten. Ziel ist, die Menschen so lange zu unterstützen, bis sie wieder eigenständig wohnen können.

Seit einigen Jahren gewinnt dabei der Ansatz „Housing First“ an Bedeutung. Wohnungslose Menschen werden möglichst rasch in eine eigene Wohnung mit direktem Mietvertrag vermittelt und erhalten dort Unterstützung von Sozialarbeiterinnen. Dieser innovative Ansatz hat zum Ziel, Menschen eine langfristige Zukunftsperspektive zu geben und Wohnungslosigkeit zu beenden. Die Sozialorganisation neunerhaus und der Fonds Soziales Wien, der Fördergeber der Stadt Wien, haben Housing First in einer Pilotphase zwischen 2012 und 2015 erstmals getestet. Mittlerweile ist dieses international erfolgreiche Konzept fixer Bestandteil der Wiener Wohnungslosenhilfe; es hat sich als Alternative zum „Stufenmodell“ etabliert, in dem wohnungslose Menschen zuerst Hilfe im Notquartier erhalten, dann in einem Übergangswohnhaus betreut werden, ehe sie wieder in eine eigene Wohnung ziehen.

Damit Housing First gelingen kann, ist leistbarer Wohnraum zentral. Hier kommen gemeinnützige Wohnbauträger wie die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte ins Spiel. Als Bindeglied zwischen ihnen und den Sozialorganisationen kümmert sich die Tochtergesellschaft von neunerhaus, „neunerimmo“, um Akquise, Vermittlung und Monitoring. Auf diese Art verbindet neunerhaus und die WBV-GPA eine jahrelange Zusammenarbeit, die bereits hunderten Menschen zu einem neuen Zuhause verholfen hat.



In der Unternehmensphilosophie der WBV-GPA ist zu lesen: „Die Gebäude haben sich geändert, die menschlichen Herausforderungen sind geblieben.“ Worin liegen diese?

Nadja Shah:

Geblichen ist das Wohnbedürfnis jedes Menschen, das die Gesellschaft erfüllen sollte. Demgegenüber stehen gewachsene Ansprüche, gestiegene Kosten und das volkswirtschaftliche Gefüge, in dem wir leben. Die Konkurrenzsituation zu den gewerblichen

Bauträgern. Die richtige Balance zu finden, ist nicht immer einfach. In einer Stadt, die wächst, wo der verfügbare Boden aber gleich bleibt, braucht es regulative Vorgaben, um Leistbarkeit zu sichern.

Wien gilt hier als Best Practice-Beispiel im europäischen Vergleich.

Shah:

Das liegt daran, dass Wien sich diesem Thema schon vor hundert Jahren verschrieben hat. Ein aus-



reichendes Spektrum an leistbarem Wohnbau entsteht nicht von heute auf morgen. Als viele andere Kommunen ihre Wohnungen verkauft haben, hat Wien dies nicht getan. Der Bund sehr wohl – leider. Man merkt jetzt, wie sich das auswirkt. Für Menschen mit niedrigen Einkommen wird es immer schwieriger, eine Wohnung zu finden, denn Arbeitsmarkt und Einkommen halten mit den steigenden Preisen nicht Schritt. Die Politik hat noch keine Antwort darauf gefunden.

Fehlender leistbarer Wohnraum betrifft mittlerweile unterschiedliche soziale Schichten. Wohnungslosigkeit nimmt in ganz Europa alarmierend zu. Spielt dieses Thema eine Rolle in der WBV?

Shah:

Wohnungslose Menschen kommen über eigene soziale Schienen zu uns. Aufgrund der Finanzierungsbeiträge, Kautionen und anderer Hürden brauchen viele von ihnen einen Partner,

damit sie überhaupt eine Chance haben. Wir merken insgesamt: Der Leistungsdruck in der Gesellschaft nimmt zu.

Daniela Unterholzner:

Der gemeinnützige Sektor und wir als Sozialorganisation merken diese aktuellen und alarmierenden gesellschaftlichen Veränderungen. Die WBV ist für uns ein zentraler Partner. Trotz der genannten Hürden finden Menschen, mit denen wir arbeiten, immer wieder Wohnungen bei Ihnen. neunerhaus Housing First unterstützt Menschen in akuten Krisensituationen. Das Mietmonitoring durch neunerimmo ist ein Mittel der De-logierungsprävention und ermöglicht uns, frühzeitig aktiv zu werden.

Shah:

Wir haben unseren Umgang mit Mietzinsrückständen verändert. Zunächst gibt es eine Zahlungserinnerung, auch um menschliche Fehler auszuschießen. Dann eine Mahnung mit aktivem Nachfragen: Wurde etwas übersehen? Liegt eine Krise vor? Wird es einmal finanziell knapp, gibt es die Möglichkeit der Ratenzahlung. Bleibt eine Antwort aus, wandert der Akt zu mir als Geschäftsführerin. Ich versuche es dann noch einmal. Bisher sind unsere Erfahrungen gut. Durch den Kontakt zu den Mieterinnen übernehmen die Hausverwaltungen eine soziale Rolle. Das sollte das Selbstverständnis einer gemeinnützigen Vereinigung sein. Dass man nicht nur baut und vermietet, sondern menschlich bleibt. Heute, wo alles automatisch ist, fällt man leichter aus dem System. Ein Automat verknüpft keine

Informationen, fragt nicht nach. Im Umgang mit den Menschen soll sich die Verwaltung durchaus nach dem Vorbild von neunerhaus und neunerimmo verhalten.

Unterholzner:

Wir sehen, dass sich viele Probleme lösen lassen, wenn wir früh genug dran sind. Man muss auch lernen, sich helfen zu lassen. Unsere Gesellschaft beschäftigt sich ja nicht mit Misserfolg, sondern vor allem mit Leistung und Erfolg. Mir gefällt der Grundsatz der WBV-GPA der gleichbleibenden menschlichen Bedürfnisse. Das ist auch das, was wir in unserem Jubiläumsjahr – neunerhaus wird heuer zwanzig – betonen: Im Kern sind wir alle gleich. Wir haben die gleichen Rechte und Bedürfnisse. Das betrifft das Wohnen, aber auch das Bedürfnis, nicht unsichtbar zu sein. Wertschätzung zu erfahren, mit jemandem reden zu dürfen. Viele wohnungslose Menschen beschreiben es als besonders, wenn ihnen einfach mal jemand zuhört.

Wo sehen Sie die Rolle der Gemeinnützigen vor dem Hintergrund steigender Wohnungslosigkeit? Welchen Auftrag gibt sich die WBV?

Shah:

Den im Gesetz festgeschriebenen. Ziel wäre, einen Überhang an Wohnraum zu schaffen. Das können wir aber allein nicht leisten. Und wir haben sehr viel Gegenwind, weil es eine Lebenseinstellung gibt, die davon ausgeht, dass man miteinander um die Dinge streiten muss. Diese

Haltung ist auf Angst gebaut. Wir leben in einem sehr reichen Land. Wir haben vier Millionen Wohnungen bei acht Millionen Einwohnern. Wir könnten jedem ein Obdach geben. Es ist die Verteilung, die wir uns als Gesellschaft anschauen müssen. Dazu kommt unser unnatürliches Wirtschaftsdenken: Wir wollen permanentes Wachstum, da macht unser Planet aber nicht mit. Außerdem blendet das System vieles aus. Gebe ich zum Beispiel obdachlosen Menschen eine Wohnung, lässt sich das nicht in meiner Bilanz abbilden – obwohl das für die Gesellschaft in vielerlei Hinsicht wertvoll ist. Das ist ein Fehler im System.

Unterholzner:

In Finnland berechnete die Stiftung „Y-Foundation“ die Ersparnis für den Staat pro ehemals obdachlosem Menschen, der wieder in einer Wohnung wohnt, mit 15.000 Euro. Finnland ist das einzige Land in der Europäischen Union, wo die Wohnungslosigkeit nicht zunimmt. Straßenobdachlosigkeit wurde fast abgeschafft. Natürlich gibt es viele Unterschiede zu Österreich, dennoch ist das beeindruckend. Das Besondere: Staat, Stadt, NGOs und Stiftungen haben sich zusammengetan und an einem Strang gezogen. Da gibt es bei uns noch viel ungenütztes Potenzial, obwohl die Voraussetzungen sogar besser sind als in Finnland. Es gibt bereits gute Zusammenarbeit mit Wohnbauträgern, aber es wäre mehr möglich. Wir bei neunerhaus und neunerimmo sind überzeugt: Wien kann Wohnungslosigkeit beenden.

Shah:

Sie beschäftigen sich mit Existenzsicherung. „Wie leben wir zusammen?“ ist dann die nächste Frage. Da stecken wir als Gesellschaft noch in den Kinderschuhen. Das Problem ist fehlende Konfliktfähigkeit. Deshalb ist der Eigentumsgedanke auch so stark: Das ist meins, ich kann die anderen ausschließen. Ich hab' schon viel mit Menschen über Eigentum diskutiert: Für Verbesserungen ist es ja oft hinderlich. Aber es schützt sehr gut vor Eingriffen, was es für viele Leute fast heilig macht. Das ist für mich auch ein Ausdruck von Sprachlosigkeit. Man will sich nicht begegnen. Damit man sich nicht mit etwas konfrontieren muss, was man nicht haben will.

Unterholzner:

Wir stehen in unserer Arbeit auch vor neuen Herausforderungen. Gerade das Housing First-Modell steht ja nicht zuletzt für einen Systemwechsel in der Wohnungslosenhilfe: weg vom Stufensystem, in dem ich mich bewähren muss, um den nächsten Schritt machen zu dürfen, und das geprägt ist durch Beziehungsabbrüche, weil ich mehrmals meinen Wohnort wechsele, hin zu eigenen, langfristigen Wohnperspektiven. Dadurch entstehen jedoch auch neue Herausforderungen, zum Beispiel das Thema Einsamkeit in der eigenen Wohnung. Das betrifft nicht nur unsere Klienten, sondern immer mehr allein wohnende Menschen. Hier braucht es einerseits die Wohnbauträger als Partner, andererseits Sozialorganisationen.



Nehmen wir das Beispiel Wolfganggasse (siehe Seite 82): Das Projekt ist weit entfernt von bloßem Errichten und Verwalten. Hier geht es um eine gesellschaftliche Vision, die wir umsetzen.

Welche Meilensteine wollen Sie in der WBV setzen?

Shah:

Wir haben schon viele Meilensteine gesetzt. Ich glaube, man muss sie

auch mal herzeigen und wertschätzen, Widerstand gegen den Abbau leisten. Ich bin sehr stolz darauf, dass Wien es schon so lange schafft, dem Zeitgeist zu trotzen. Aufrechtzuerhalten, was geschaffen wurde, es weiterentwickeln. Es ist wichtig, dass wir uns gleichzeitig immer wieder die Frage stellen: Brauchen wir das noch? Und ja, wenn ich mich mit Ihnen austausche, weiß ich: Wir brauchen das soziale Wien weiterhin.

Housing

First

Persönlich begegnet sind sie sich im beruflichen Alltag noch nie – dabei haben sie im Rahmen von Housing First zahlreiche Berührungspunkte: Danijel Krajina ist Hausverwalter und Roswitha Ertl ist Sozialarbeiterin. Beide haben das Wohl ihrer Mieterinnen bzw. Klienten im Blick.







Danijel Krajina verantwortet als Hausverwalter über 2.000 Wohnungen – manche von ihnen werden von neunerhaus-Klienten gemietet



Für mich ist es wichtig, keine Drucksituation herzustellen.

Meinen Beruf nennt man umgangssprachlich Hausverwalter, und als solcher bin ich bei der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte für etwa 45 Objekte zuständig; das entspricht genau 2.385 Wohneinheiten. Mein Arbeitsalltag ist abwechslungsreich; da beschäftige ich mich zum Beispiel mit der Ausschreibung einer Hausbetreuung, dann springe ich zu einer Mieterbeschwerde, im nächsten Moment geht es um eine Rechnungsfreigabe, und schon läutet wieder das Telefon mit etwas ganz anderem. Ich habe im Blick, welche größeren Arbeiten in den Objekten durchgeführt werden müssen und versuche, laufend vor Ort zu sein. Mindestens einmal im Jahr mache ich eine

Komplettbegehung, begutachte das Stiegenhaus, Innenhöfe und Spielplätze. Wenn ich beim Rundgang bemerke, dass der Sand in der Sandkiste ausgetauscht gehört oder dass es ein Spechtloch in der Fassade gibt, dann informiere ich die zuständigen Kolleginnen und Kollegen.

Neben dem allgemeinen Management der Häuser bin ich vor allem zentrale Anlaufstelle für die Mieterinnen und Mieter. Jeder kann bei mir anrufen und wird gleich behandelt – egal welchen Mietzins sie zahlt oder ob er ein Housing First-Klient ist. Jeder darf seine Ansichten kundtun und hat ein Mitspracherecht. Das ist die gelebte Gerechtigkeit. Wegen dieses Aspekts wollte ich überhaupt bei einem gemeinnützigen Bauträger arbeiten.

Das gilt freilich auch für jene ehemals obdachlosen Menschen, die über neunerhaus eine Wohnung von uns mieten. Wenn jemand seine Miete länger nicht bezahlt hat, fragen wir nach, woran es liegt; wir versuchen zuerst einmal vorzufühlen: In welcher Situation ist die Person, möchte sie mit uns sprechen, und wie können wir das gemeinsam lösen. Hier kommen die Sozialarbeiter von neunerhaus dazu, etwa wenn es darum geht, Raten zu vereinbaren oder einen Zahlungsplan aufzustellen.

Für mich ist es – hier ganz besonders – wichtig, keine Drucksituation herzustellen. Bei Gesprächen mit Housing First-Klientinnen versuche ich, sensibel aufzutreten, weil ich mir vorstellen kann, dass es diesen Menschen beim Neuaufbau ihres Lebens – und Wohnen ist ein wichtiger Bestandteil davon – nicht leichtfällt, mit der Miete schon zwei Monate im Rückstand zu sein.

Wir hatten einen Fall, wo das wunderbar funktioniert hat und die Mietzins-schulden tatsächlich gänzlich beglichen werden konnten. Es hat zwar viele Telefonate und Mails gebraucht, aber durch den intensiven Austausch mit den Sozialarbeiterinnen haben wir genau Bescheid gewusst, welche Schritte gesetzt werden müssen, welches Amt konsultiert werden soll – und so haben wir dann letzten Endes auch das Zahlungsziel erreicht.

Ich bin seit zehn Jahren Sozialarbeiterin, darüber hinaus Mediatorin und Supervisorin. Zu neunerhaus bin ich gekommen, als das Housing First-Konzept (siehe Seite 60) gerade im Entstehen war. Das fand ich von Anfang an sehr spannend. Was ich an meiner Arbeit schön finde, ist die Bandbreite der Menschen, mit denen ich zu tun habe. Wohnungslosigkeit hat sehr viele Gesichter – Housing First bildet das gut ab. Ich arbeite mit einer allein-erziehenden Mutter von fünf Kindern genauso wie mit einem Mann Anfang 60 nach einer Scheidung. Das macht meinen Alltag sehr abwechslungsreich. Außerdem gefällt mir, dass unsere Betreuung auf Freiwilligkeit basiert. Wir müssen gut überlegen, wie wir unser Angebot gestalten, damit die Menschen es annehmen und ein Beziehungsaufbau möglich wird. Freiwilligkeit und Eigenverantwortung sind Teil des Paradigmenwechsels hinter Housing First.

**Jede und jeder
durchlebt einmal
eine Krise oder
ein Ereignis, das
ihn oder sie aus
der Bahn wirft.**

Unser Team besteht aus Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für psychosoziale Gesundheit. Die Unterstützung fängt an, wenn Menschen über das Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe zu uns kommen. Nach einem Erstgespräch beginnt die Betreuung, die bis zu zwei Jahre dauern und vielfältig sein kann: Wir unterstützen die Menschen von der ersten Wohnungsbesichtigung bis zum Einzug, bei der Bewältigung von bürokratischen Hindernissen sowie im Alltag. Manche begleiten wir bei Behördenwegen, anderen helfen wir dabei, einen Kindergarten in der neuen Nachbarschaft zu finden. Auch wenn die Betreuung abgeschlossen ist, können sich die Menschen weiterhin an uns wenden. Bei Bedarf gibt es eine Fortsetzung.

Menschen eine passende Wohnung zu vermitteln ist ein schöner Moment. Eigenständig wohnen zu können heißt für viele Klienten und Klientinnen, neu anfangen zu können. Oft können sie ihr Glück kaum fassen. Das hat natürlich damit zu tun, dass viele lange prekär gewohnt haben. Aber auch mit den Wohnungen an sich – fast alle sind gut aufgeteilt, in einer guten Lage und leistbar. Mit der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte arbeiten wir seit vielen Jahren als eingespieltes Team. Wir bekommen Wohnungsangebote über unsere Tochter neunerimmo. Wenn wir passende Mieterinnen finden, melde ich mich bei der WBV-GPA, die einen Mustermietvertrag und einen Besichtigungstermin schickt. Im Idealfall folgen Mietvertragsabschluss und Wohnungsübergabe. Nach dem Einzug bestärken wir unsere Klienten darin, möglichst viel selbst zu erledigen. Das heißt, im Normalfall habe ich nicht mehr allzu viel Kontakt zu den Hausverwaltungen. Kommt es zu Problemen, die für die Mieter allein nicht lösbar scheinen, tre-



ten wir stellvertretend oder gemeinsam mit ihnen mit der Hausverwaltung in Kontakt. Partnerinnen wie die WBV-GPA sind ein großes Glück, da wir aufgrund unserer langjährigen Kooperation eine gute Gesprächsbasis haben.

Denn: Jede und jeder von uns durchlebt einmal eine Krise oder ein Ereignis, das ihn oder sie aus der Bahn wirft. Wichtig ist, jemanden zu haben, zu dem man gehen kann – das kann ein privates Unterstützungsnetzwerk sein, oder ein professionelles. Die meisten Probleme lassen sich lösen.

Rand und Abgrund

Im Schatten des kommunalen Wohnungsbaus

Trotz großer Erfolge im kommunalen Wohnungsbau gab es in der Millionenstadt tausende Menschen, die keine Wohngelegenheit hatten. Ihre Not linderten private und städtische Fürsorgeeinrichtungen. Dennoch waren viele Obdachlose gezwungen, sich Notquartiere selbst zu schaffen.

In Wien war der Mangel an Wohnraum durch das rasante Bevölkerungswachstum schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem immer massiver werdenden Problem geworden. (Der Höchststand bislang mit knapp 2,3 Millionen Einwohnern wurde im Kriegsjahr 1915 erreicht.) Immer mehr Menschen waren in ihrer Existenz betroffen. Sie fanden bestenfalls in illegal errichteten Elendsquartieren, den „Bretteldörfern“, ein Zuhause; sonst blieb nur die Obdachlosigkeit und der Kampf um Schlafplätze in Asylheimen, im Kanalsystem, unter Brücken oder freiem Himmel und sogar in Erdhöhlen. Ein privater Asylverein für Obdachlose hatte zu Beginn der 1870er-Jahre die ersten Heime errichtet und auch die bürgerliche Stadtverwaltung wurde damals aktiv. In drei Holzbaracken und einem ehemaligen Brauhaus in Margareten sowie im alten Gusshaus in Wieden befanden sich die ersten städtischen

Fürsorgeeinrichtungen. Das bekannteste Haus war das 1883 gegründete städtische Asyl- und Werkhaus in der Arsenalstraße, an der Grenze zwischen Landstraße und Favoriten. Der Journalist Max Winter hatte 1899 Berliner und Wiener Asylhäuser verglichen und jenen in Wien kein gutes Zeugnis ausgestellt. In der Arbeiter-Zeitung resümierte er: „Der Ausbau, respektive moderne Umbau der Wiener Asylhäuser ist dringend notwendig – dieser Ueberzeugung werden sich auf die Dauer auch nicht die christlichen Stadtväter des allerchristlichsten Wien verschließen können.“

1904 gelang es Emil Kläger, sich Zugang zur Welt der „Verstoßenen der Großstadt“ zu verschaffen. Der Journalist wurde dabei oft von dem Richter und Amateurfotografen Hermann Drawe begleitet, dessen Fotos Klägers Sozialreportage „Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens“ illustrieren. Das 1908 veröffentlichte und sehr lebendig geschriebene Buch ist auch ein Dokument der Wiener Sprachgeschichte, das im Anhang Übersetzungen aus der „Griaslersprache“ bietet. Kläger und Drawe bewegten sich tatsächlich (auch) im Wiener Untergrund, wo „Strotter“ das Abwasser in den Kanälen nach Wiederverwertbarem durchsuchten, um es zu verkaufen. Im Kanalsystem hatten die beiden sogar Zutritt zur „Zwingburg“ unter dem Schwarzenbergplatz, die Sicherheit vor einem raschen Zugriff der Polizei bot. Die beiden „Eindringlinge“ trugen mit ihren Erkundungen der Schattenwelt Wiens zur empirischen Sozialforschung bei; sie hatten ihre Ergebnisse 1905 im Rahmen eines Lichtbildervortrags im Volksbildungshaus Urania präsentiert. Bürgermeister Karl Lueger war darüber verärgert, doch die Direktion der Urania zeigte den Vortrag in einer leicht entschärften Version bis 1908; mehr als 300 Vorführungen waren von rund 60.000 Menschen besucht worden. Sie gewannen auf diese Weise einen Eindruck von der Not und dem Elend, die neben dem Glanz und der Pracht in der Habsburgermetropole herrschten.

Emil Kläger hatte auch eine Nacht im 1905 errichteten Männerwohnheim in der Meldemannstraße verbracht und sich über das modern ausgestattete Heim in Brigittenau positiv geäußert. Ein Heimbewohner war 1910 bis 1913 Adolf Hitler. Das größte Heim in der Stadt war das ehemalige Asyl- und Werkhaus in der Arsenalstraße, das seit 1925 ausschließlich als Obdachlosenheim mit 2.340 Betten genutzt wurde. Im Vergleich zu Paris oder London gab es in Wien deutlich weniger Obdachlose, aber die Obdachlosenproblematik galt für die politische Opposition als Symbol des Versagens der Sozialpolitik des Roten Wien. Denn die Bekämpfung der Wohnungsnot und die Lösung der Wohnungsfrage bildeten den Dreh- und Angelpunkt der sozialdemokratischen Sozialpolitik. Der christlich-soziale Gemeinderat Franz Stöger hatte unter falschem Namen 1931 im städtischen Obdachlosenheim übernachtet und dann u. a. die „grenzenlose Gleichmacherei“ der Anstalt bemängelt. Die Frage nach der Würdigkeit oder Unwürdigkeit („asoziale Elemente“, „Schlacken des



Großstadtlebens“) von Armen wurde auch in der SDAP kontroversiell diskutiert. Einigkeit bestand hingegen darüber, dass die Vergabe der errichteten kommunalen Mietwohnungen die Angelegenheit der Gemeinde sei; Anspruch und Bedürftigkeit waren die Entscheidungskriterien im entsprechenden Verwaltungsverfahren, das von der Opposition als zu bürokratisch kritisiert wurde. Obdachlose Menschen in Wien suchten wiederholt und auf unterschiedlichen Wegen auf ihre prekäre Situation aufmerksam zu machen. So nächtigte man vor den Toren des Rathauses, demonstrierte und stellte ein anderes Mal Möbel unter einem Stadtbahnbogen auf. Im Sommer 1925 war bei einem notdürftigen Zeltlager an der Donaulände auf Spruchbändern zu lesen: „Volkswohnhäuser der Gemeinde Wien, errichtet aus der Wohnbausteuer“ und „Schmücke dein Heim mit Blumen“. Als Provokation wurde auch aufgefasst, dass einige mittellose Familien in der Nähe des städtischen Obdachlosenheims in Erdhöhlen hausten. Auch Hausbesetzungen kamen vor und natürlich die Errichtung illegaler, wilder Siedlungen, die in der Regel Elendsquartiere waren.

Einblicke in den prekären Alltag eines Elendsquartiers der Zwischenkriegszeit bietet Rosa Dworschak, die als engagierte Sozialarbeiterin und Therapeutin maßgeblich zur Modernisierung der Verwahrlostenbetreuung im Roten Wien beitrug. Sie war eine Schülerin des Psychoanalytikers August Aichhorn, der 1923 Erziehungsberatungsstellen aufzubauen begann. Rosa Dworschak richtete in vierzehn Bezirksjugendämtern psychoanalytische Erziehungsberatungsstellen ein, die auf Prävention und vielfältige Hilfestellungen setzten. In ihrer Sozialreportage „Dorfgeschichten aus der Großstadt“ berichtet sie vom Leben im Ottakringer „Negerdörf“. Diese Barackensiedlung war bereits 1911 nahe der Vorortelinie der Wiener Stadtbahn für obdachlose kinderreiche Familien errichtet worden. Die Bezeichnung Negerdörf leitete sich vom Wienerischen „neger sein“, d. h. arm sein, ab. Das Negerdörf wurde 1950 abgerissen. Heute befindet sich dort ein großer Gemeindebau, der Franz-Novy-Hof.

Die wohl bekannteste Elendssiedlung im Roten Wien befand sich in Donaustadt. Das „Bretteldorf“ sollte erst 1963 verschwinden, heute steht dort im Donaupark der Donauturm. In Konflikt mit der Stadtverwaltung kam man, als die benachbarte Mülldeponie am Bruckhaufen immer größer wurde und das Bretteldorf zu verschlucken drohte. Die wilde Siedlung, in der die „Banlstierer“ vom Verkauf von wiederverwertbaren Abfällen lebten, sollte Mitte der 1920er-Jahre aufgelöst werden. Die „Bretteldorfer“ verteidigten ihre Siedlung aber vehement. Sie erhielten im sogenannten Bretteldorfer Krieg Unterstützung von der bürgerlichen Presse, die über die „roten Häuserrasierer“ berichtete. Die Gemeinde ließ ihren Plan schließlich fallen und der Weiterbestand der armseligen Hütten war vorläufig gesichert. Mitte der 1930er-Jahre lebten im Donaustädter Bretteldorf ca. 5.000 Menschen.



WICHTIGEN

Wenn es gelänge, in einer nicht allzu langen Zeit Menschen mit besonderen Bedürfnissen oder unterschiedlichen Haltungen lebenswertes, selbstbestimmtes und leistbares Wohnen zu ermöglichen, so wäre dies sicher ein wenn auch nicht bedeutender, so doch ein wenigstens nennenswerter Beitrag dazu, unsere Gesellschaft vielfältiger und offener sein zu lassen.





Die Zukunft in Planung

Zwei WBV-GPA-Projekte, die im Entstehen begriffen sind. Eine Vorschau von Chiara Desbordes.

Einen großen Teil des Lebens verbringen wir in Wohnungen. Von unseren Nachbarn sind wir tagein, tagaus umgeben, ob wir sie am Gang oder im Hof treffen, ob wir durch Geräusche aus der angrenzenden Wohnung an sie erinnert werden, oder ob wir ihre Anwesenheit gar nicht mitbekommen. Für das solidarische, nachbarschaftliche Zusammenleben trägt die WBV-GPA Sorge; seit einigen Jahren versucht sie, die häusliche Gemeinschaft auch mittels Kooperationen mit sozialen Organisationen neu aufzustellen, ihr Vielfältigkeit zu verleihen und der Diversität in Nachbarschaften Rechnung zu tragen. Durch die Kombination verschiedener Wohnformen soll Wohnen leistbarer gemacht werden; und Menschen mit unterschiedlichen Lebenssituationen und in unterschiedlichen Lebensabschnitten wird – mithilfe von gemeinnützigen Organisationen und Vereinen – ein Zuhause geboten.

Foto: Cilli Wiltschko, Leiterin der Projektentwicklung der WBV-GPA, am Bauplatz Wolfganggasse

Die Vorteile, die das Kombinieren von sozialen Anliegen mit Wohnlösungen mit sich bringt, wurden anhand einiger bereits umgesetzter Projekte sichtbar gemacht; in Zukunft sollen weitere solche Bauten entstehen, die für Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen sowohl persönlicher Rückzugsort als auch soziales Netz sind. Die bereits umgesetzten Projekte in Wien ziehen sich von den innerstädtischen Bezirken bis hinaus an die Ränder der Stadt. Sie wirken auf den ersten Blick wie ganz normale Gebäude, und doch zeigen sich bei genauerer Betrachtung verflochtene Gemeinschaften von Menschen verschiedenster Herkunft mit unterschiedlichen Geschichten.

Exemplarisch genannt sei das Studierendenwohnheim GreenHouse in der Seestadt Aspern, das seit März 2015 als Ort der Begegnung für junge Menschen fungiert. Durch die Vielfalt an Wohnformen, die im GreenHouse geboten werden – von Einzelzimmern bis zu stockwerkübergreifenden Wohngemeinschaften – werden unterschiedliche Zielgruppen angesprochen. Allen wird in den Gemeinschaftsräumen und im Innenhof zusätzlich viel Raum für Begegnungen geboten. Durch eine komplett barrierefreie Gestaltung fühlen sich auch junge Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen willkommen. Hier, in der Sonnenallee 41 im größten Wiener Stadtentwicklungsgebiet der Gegenwart, fand nicht nur die bewährte Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Austauschdienst (OeAD), sondern erstmalig auch eine Kooperation der ÖJAB mit der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte statt. Die ÖJAB, kurz für Österreichische Jungarbeiter Bewegung, ist ein gemeinnütziger Verein, der unter anderem Studierenden und Jugendlichen einen Wohnplatz am Ausbildungsort zur Verfügung stellen will. Für ältere Klientinnen wird stationäre und mobile Pflege angeboten, und darüber hinaus ist die ÖJAB auch in den Bereichen Bildung, Integration, Flüchtlingshilfe und Entwicklungszusammenarbeit aktiv.

Als eine der größten Heimträgerorganisationen Österreichs fungiert die ÖJAB im GreenHouse als Heimleitung. Die Leiterin wohnt sogar selbst im Haus, um so auch abseits der Büroöffnungszeiten für die Bewohnerinnen und Bewohner da zu sein. Sie ist Anlaufstelle für Sorgen und Probleme und organisiert gemeinsame Aktivitäten.

An Zeitgestaltungsmöglichkeiten mangelt es einer anderen Bevölkerungsgruppe, der die WBV-GPA Aufmerksamkeit schenkt, sicher nicht: Der Alltag vieler alleinerziehender Eltern ist geprägt von unzähligen Stunden Arbeit und wenig Unterstützung bei der Kinderbetreuung abseits von Schule und Kindergarten. Zu wenig Zeit für sich selbst und zumal ein Gefühl der Überforderung erfahren viele dieser Mütter und Väter, denn familiäre oder nachbarschaftliche Strukturen, die Hilfe bei der Kinderbetreuung und Entlastung im Alltag bieten könnten, sind beschränkt oder manchmal auch gar nicht vorhanden.

Mit zwei bemerkenswerten Wettbewerbsprojekten, die demnächst gebaut

Cilli Wlitschko in ihrem Büro





werden, will die WBV-GPA kooperatives Wohnen fördern, mit einem besonderen Schwerpunkt auf getrennt lebende und alleinerziehende Eltern, deren Bedürfnisse schon bei der Planung berücksichtigt werden. Im Folgenden werden diese beiden Projekte beschrieben: der Lebenscampus Wolfganggasse in Wien-Meidling und das Wohnquartier Wientalterrassen in der Käthe-Dorsch-Gasse im Westen von Wien. „Das sind zwei Projekte, die über normale Wohnhausprojekte hinausgehen“, erläutert der Geschäftsführer der WBV-GPA, Michael Gehbauer, „beide gehen eher in Richtung ‚Entwicklung neuer Stadtquartiere‘, nicht nur von Wohnhausanlagen – besonders im Entwicklungsgebiet in der Wolfganggasse, wo wir auf dem größten Baufeld mit der Genossenschaft Neues Leben kooperieren und uns mit den Akteuren in der Nachbarschaft vernetzen, darunter die ÖJAB. Hier versuchen wir, auf Fragestellungen zu antworten, die heute auf der Tagesordnung stehen. Wobei ich dazusagen möchte, dass solche Projekte nur möglich sind, weil die Stadt Wien diese Grundstücke irgendwann gekauft hat und ihre Entwicklung über den Wohnfonds Wien und über Bauträgerwettbewerbe wiederum an gemeinnützige Bauträger vergibt.“

„Der Meidlinger Markt steht für alles, was der zwölfte Bezirk ist“, sagt Dario Unterdorfer von der Gebietsbetreuung über diesen Markt im 12. Wiener Ge-



meindebezirk, der die Diversität seiner Anrainerinnen ebenso spiegelt wie das harmonische Miteinander – und der in den letzten Jahren unübersehbar eine vitalisierende Entwicklung erfahren hat. Gegenüber einem traditionellen Wiener Marktstand steigen den Passanten Düfte rumänischer Hausmannskost in die Nase. Gleich daneben lockt ein türkischer Stand mit süßem Baklava und anderen Köstlichkeiten. Zwischen den alteingesessenen Marktständen, wo unterschiedlichste Sprachen zu vernehmen sind, befindet sich seit kurzer Zeit auch ein Bierfachgeschäft, ein französischer Delikatessenstand und trendige Cafés, die mit regionalen Produkten und ausgewogenem Frühstückssortiment auch Hipster in den traditionellen Arbeiterbezirk Meidling locken. Ein paar Gassen weiter – am Kreuzungspunkt Eichenstraße und Gürtel, umrahmt vom Haydnpark und den Matzleinsdorfer Gleisanlagen – befindet sich



Neues Leben in Wien-Meidling: Der Markt hat sich in den letzten Jahren gewandelt, ebenso wie der Bezirk

das Stadtentwicklungsgebiet Wolfganggasse. Wo sich einst das Areal der Wiener Lokalbahnen erstreckte, entsteht bis 2022 ein Wohn- und Lebensquartier, in dem unter anderem Getrennt- und Alleinerziehenden, Menschen mit dringendem Wohnbedarf und Menschen mit speziellen Bedürfnissen ein neues Zuhause geboten wird. Die in Wien ansässigen Büros GERNER GERNER PLUS architekten und M&S Architekten haben ein differenziertes, sozial ausgewogenes und leistbares Wohnungsangebot gestaltet. Die Wohnungsgrundrisse sind auf Veränderbarkeit hin angelegt, Räume können flexibel genutzt und ideal an verschiedene Situationen angepasst werden, sodass sich wandelnde Bedürfnisse – auch zu einem späteren Zeitpunkt – berücksichtigt werden können.

Ein verflochtenes Quartier, das den Themen Wohnen, Begegnung, sozialer Austausch, Betreuung, Förderung und Ausbildung nachkommt und das dem Leben – von der Geburt bis hin zum Alter – in all seinen Facetten gerecht wird, hat sich als Leitidee zum Bauträgerwettbewerb herauskristallisiert – daher der Projektname „Lebenscampus Wolfganggasse“. Das städtebauliche Konzept beruht auf einer Aufteilung der großvolumigen Gebäude innerhalb einer feinkörnig zusammenhängenden Struktur. Unterschiedliche Nutzformen wie Wohnen, Ausbildung und Betreuung werden miteinander vernetzt. Erlebte Identifikationsmöglichkeiten soll das dimensionierte Umfeld für die Bewohnerinnen herstellen.

Inmitten dieser Struktur, die sich aus geförderten Mietwohnungen, SMART-Wohnungen und Heimeinheiten zusammensetzt, spielen der Verein neunerhaus sowie die Österreichische Jungarbeiter Bewegung eine wichtige Rolle. Während das neunerhaus Wohneinheiten mit Schwerpunkt auf Übergangswohnen für Alleinerziehende betreut und damit auf soziale Umstände und existenzbedrohende Notsituationen reagiert, werden von der ÖJAB neben einem Lehrlingsheim auch Ausbildungs- und Kursräume sowie Werkstätten ihrer Produktionsschule bereitgestellt. Die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte und die ÖJAB versuchen außerdem, Getrennt- und Alleinerziehende im Rahmen der Hausbetreuung zu beschäftigen. Auch dem Angebot zur Kinderbetreuung wird große Aufmerksamkeit geschenkt, indem abseits von Schule und Kindergarten Betreuungsmöglichkeiten bereitgestellt werden. Kindern und Jugendlichen bis 18 Jahre, die aus zerrütteten Familien kommen, bietet die Wiener Kinder- und Jugendhilfe (MA 11) in zwei sozialpädagogischen Wohngemeinschaften ein Zuhause. Für Menschen mit Behinderung besteht die Möglichkeit auf teilbetreutes Wohnen auf zwei Geschoßen und mit viel Raum für Begegnung.

Dem Areal wird mit dem Lebenscampus Wolfganggasse frischer Wind verliehen. In den kommenden Jahren wird es in Meidling also noch eine Spur

bunter werden. Dazu soll auch die ausgediente Remise beitragen, die dem Lebenscampus und der gesamten Nachbarschaft als Grätzeltreff dienen wird. Ein für die alte Remise entwickeltes Nutzungskonzept will mit Veranstaltungen und Festen die Bewohnerschaft von Meidling anlocken und das lokale Gemeinschaftsgefühl stärken. Ziel dieses Konzepts ist eine dauerhafte Nutzung der Remise als kultureller Hotspot und als Grätzeltreff mit den Schwerpunkten Kunst, Kultur und Gastronomie.

Nach der Sozialwissenschaftlerin, Pazifistin und Gewerkschafterin Käthe Leichter, 1942 als Inhaftierte des KZ Ravensbrück ermordet, wurde eine Wohnhausanlage am Hietzinger Kai benannt. Diese Ende der 1980er-Jahre von der WBV-GPA errichtete Anlage macht Anleihe bei den sozialen Wohnbauten des Roten Wien und verstand sich als zeitgemäße Interpretation des Wiener Gemeindebaus. Für die WBV-GPA dient sie als Bezugspunkt für das Projekt „Wiental Terrassen“ in Baumgarten im Westen von Wien. Namensgebend für das zu errichtende Quartier in der Käthe-Dorsch-Gasse sind jedoch die Wientalterrassen, die sich über die U-Bahn-Trasse entlang des Wienflusses erheben und im dicht bebauten Stadtgebiet Grün- und Freizeiträume darstellen. Ebendiese Idee wird durch die Gemeinschaftsdachflächen aufgegriffen, wo ein Stimmungsbild von Gemeinschaft, Wohlbefinden und Weitblick erzeugt werden soll.

Nahe der U-Bahn-Station Ober St. Veit auf einem begrünten Bauplatz, der sich an der Kante zwischen dem Bahngelände und den Freiflächen der Wohnbauten in einem Dornröschenschlaf zu befinden scheint, entsteht eine Abfolge von fünf Häusern quer zum Wiental mit einem verbindenden Teil längs des Tales. Vergleichbar mit einem Kamm zeigen sich zwischen geschlossenen Strukturen offene Räume, die bei der Wohnhausanlage – auch das wohl eine Referenz an die Gemeindebauten des Roten Wien – als Höfe fungieren.

Als Kooperationspartner ist das Kuratorium Wiener Pensionisten (KWP) eingebunden. Durch die Errichtung des Generationenzentrums „All In Penzing“ gibt es – neben dem Wohnen – eine einzigartige Chance zur Betreuung und sozialen Förderung. Hier treffen alle Generationen, von ganz jung bis sehr alt, zusammen. Es werden Räumlichkeiten für verschiedene soziale Aktivitäten zur Verfügung gestellt, beispielsweise ein Raum für Familiengruppen sowie ein Mehrzweckraum, der sich für Feste, Vorträge und andere Anlässe anbietet. „Über den sozialen Stützpunkt All In Penzing können jüngere Bewohnerinnen mit älteren zusammenkommen. Geschultes Personal wird sich nicht nur um die Seniorinnen und Senioren kümmern, sondern hier können auch Kinder beaufsichtigt werden. Für Alleinerzieher heißt das, dass sich

In den kommenden Jahren wird es in Meidling also noch eine Spur bunter werden.

ein Kind, wenn man zum Beispiel einkaufen muss oder einen Termin hat, im Kreis der ‚Großmütter‘ aufhalten darf; den Senioren wird dadurch wiederum eine Lebendigkeit vermittelt, die ihnen vielleicht aufgrund der veränderten Lebens- und Familienstrukturen abhandengekommen ist. Viele leben ja nicht im familiären Verbund und bekommen ihre EnkelIn selten zu sehen“, erläutert Cilli Wiltschko, Leiterin der Projektentwicklung und Prokuristin der WBV-GPA.

Auch das soziale Dienstleistungsunternehmen „Balance-Leben ohne Barrieren“, das unterstütztes Wohnen, Tagesstättenplätze und Unterstützung bei der Mobilität für Menschen mit Behinderung anbietet, findet dort einen Platz. Die Wiener Kinder- und Jugendhilfe (MA 11) hat bei diesem Projekt ebenfalls einen Standort bekommen und bietet den Kindern und Jugendlichen ein familiäres Umfeld.

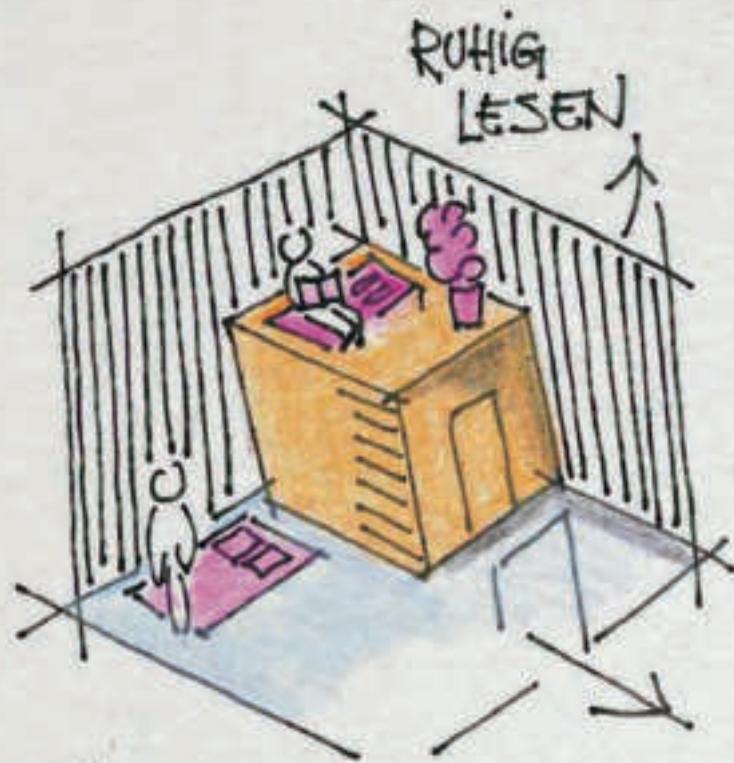
Hervorzuheben ist, dass die Wientalterrassen zu hundert Prozent mit Energie aus erneuerbaren Energiequellen gespeist werden, statt sich auf fossile Brennstoffe zu verlassen. Projektentwicklerin Cilli Wiltschko führt aus: „Wir haben ein hochintelligentes System mit dem AIT, dem Austrian Institute of Technology, entwickelt, wo wir über die Nutzung von Erdwärme und Photo-

voltaik, über Abwärmerückgewinnungen und Speicher hier die gesamte Anlage versorgen wollen – die Bewohnerinnen werden sich daran gewöhnen müssen, dass die Wärme oder Kühle von der Decke kommt und nicht vom Heizkörper. Das ist eine enorme Innovation, und wir freuen uns sehr auf die Umsetzung. Wenn uns das alles gelingt, was wir uns vorgenommen haben, dann haben wir einen weiteren Schritt in die Zukunft des geförderten Wohnbaus ohne fossile Energieträger gemacht, einen weiteren Meilenstein gesetzt.“

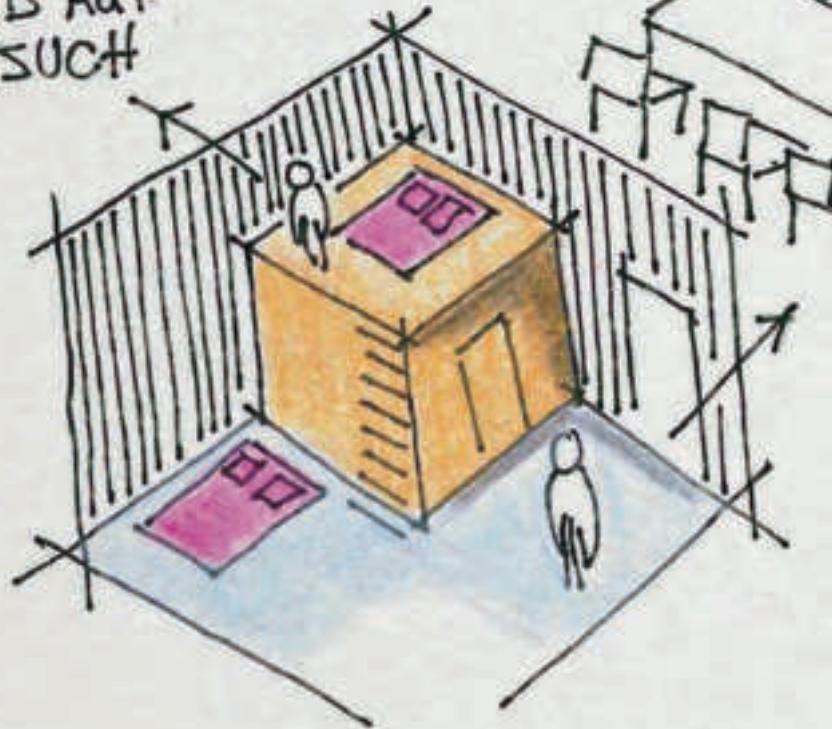
Der ökologischen Nachhaltigkeit wird auch durch die Zusammenarbeit mit einem weiteren Partner

Rechnung getragen: R.U.S.Z, das Reparatur- und Service-Zentrum, gilt mit seinem Leitspruch „Nutzen statt kaufen“ als Pionierbetrieb der Kreislaufwirtschaft. Ob Waschmaschinen, Trockner oder Kaffeefullautomaten: R.U.S.Z repariert, was geht, statt den Kunden eine Entsorgung des alten und den Erwerb eines neuen Elektrogerätes nahezu legen. Zusätzlich zu dieser einen nachhaltigen Konsum unterstützenden Haltung werden Arbeitsplätze geschaffen – langzeitarbeitslose Mechatroniker bekommen Chancen, wieder ins Berufsleben einzusteigen. R.U.S.Z wird in der Käthe-Dorsch-Gasse nicht nur einen Standort erhalten, sondern dort künftig auch einige Aufträge zu erfüllen

„Über den sozialen Stützpunkt All In Penzing können jüngere Bewohnerinnen mit älteren zusammenkommen.“



KIND AUF
BESUCH





haben. Denn neben der Ausstattung der Waschküchen und der Wohngemeinschaften mit Waschmaschinen, Trocknern und Geschirrspülmaschinen gibt es auch das Angebot an die Mieterinnen und Mieter, ihre Haushaltsgeräte auf Lebensdauer zu mieten – sie werden serviciert, instandgehalten und gegebenenfalls erneuert und ausgetauscht. Angedacht ist auch ein Reparaturcafé für kleinere Geräte sowie eine Sammelstelle für Altgeräte.

Ein Zukunftsbild

Die Visionen sind konkret und stehen vor ihrer Realisierung; Konzepte wurden entwickelt, Pläne gezeichnet, demnächst wird gebaut. Aber wie könnte es im Jahr 2022 aussehen? In der Wolfganggasse vielleicht so: Die Eltern von Viola, die in der Arbeit ist, sind zu Besuch. Sie entspannen sich im Schatten der Bäume auf den Sitzdecken entlang der Promenade, die die alte Remise mit dem Lebenscampus verbindet. Im Blick haben sie ihre Enkelin Lene, die mit dem Altersgenossen Noah Sandburgen baut. Noah und sein Vater, der ebenfalls bei der Sandkiste sitzt, sind vor kurzem hierhergezogen – auf Anhieb hat sich eine Freundschaft mit der Alleinerzieherin Viola und ihrer Tochter Lene entwickelt. Unterdessen schiebt Mateo, Violas älterer Sohn, Luise im Rollstuhl vorbei; sie ist müde vom Gärtnern in der prallen Sonne und freut sich nun auf ein Mittagsschläfchen. Man kennt sich, man grüßt sich und wechselt ein paar Worte miteinander. Es ist ein schöner Tag.

In der Käthe-Dorsch-Gasse – so stellen wir uns ein Zukunftsszenario vor – lassen sich hier, wo einst nichts war, nun die Wientalterrassen erkennen. Es herrscht eine Balance zwischen Privatheit und Gemeinschaftlichem; Umzugswagen wechseln sich ab, Kisten werden ausgeladen und ins Gebäude getragen, Menschen begrüßen sich, lernen sich kennen, die Nachbarschaft wächst. Und sie wird zusammenwachsen.

HABIT

Kids-WG

Seit 2017 ist die Seestadt Aspern um eine junge und quirlige Bevölkerungsgruppe reicher: Kinder und Jugendliche mit erhöhtem Pflegebedarf wohnen in einer Wohnhausanlage der WBV-GPA in einer von engagierten Betreuern getragenen Wohngemeinschaft. Claudia Grabner gibt einen Überblick.



Foto: Die Betreuerinnen, „ihre“ Kids und Jürgen Czernohorszky bei der Eröffnung



Das Haus der Barmherzigkeit Integrationsteam (HABIT) betreibt in der Gisela-Legath-Gasse im Auftrag der MAG ELF eine Wohngemeinschaft für insgesamt 16 Kinder und Jugendliche mit Behinderung. Die Kids-WG besteht aus zwei Wohngruppen auf zwei Stockwerken. Ein lichtdurchfluteter, großzügiger Gemeinschaftsbereich mit moderner Wohnküche, individuell gestaltete Zimmer, große Terrassen sowie ein Garten mit Spielgeräten sorgen für ein behagliches Wohngefühl. Aufgenommen werden Kinder und Jugendliche zwischen drei und 18 Jahren, deren Obsorge im Auftrag der MAG ELF an HABIT übertragen wird. Zur Entlastung von Eltern werden auch Kurzzeitunterbringungen angeboten. Das multiprofessionelle Team stellt optimale Betreuungsqualität sicher und gibt den Kindern und Jugendlichen ein Zuhause mit Geborgenheit und Orientierung.

HABIT steht für qualitativ hochwertige Betreuung von Menschen mit komplexen Behinderungen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von HABIT begleiten und fördern in 15 Wohngemeinschaften, fünf Tageszentren und in der Mobilen Begleitung insgesamt rund 400 Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf in einem integrierten Lebensumfeld. Seit 2013 bietet HABIT zusätzlich ein maßgeschneidertes mobiles Betreuungsangebot für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen an, und 2017 wurde die Wohngemeinschaft für Kinder und Jugendliche in Betrieb genommen.



Selbstbestimmt wohnen



Es ist bedauerlich, aber eine Tatsache: Selbstbestimmtes Wohnen ist nach wie vor für viele Menschen keine Selbstverständlichkeit. Und bestimmten Bevölkerungsgruppen bleibt dies aus dem einfachen Grund verwehrt, dass die Voraussetzungen und das Verständnis für ihre Bedürfnisse fehlen. Dabei haben doch alle Menschen den gleichen, sehr nachvollziehbaren Wunsch: leben und wohnen zu können, wie und wo man will. Ein Gespräch mit Protagonisten, geführt von Maria Neisser.

Die WBV-GPA trägt als gemeinnütziger Wohnbauträger mit maßgeschneiderten Bauprojekten dazu bei, eben jene baulichen Voraussetzungen zu schaffen, damit selbstbestimmtes Wohnen gut funktionieren kann. Das Stichwort heißt: Wohngemeinschaften, also sogenannte WGs, oder betreutes Wohnen. Wie sich die Menschen in diesen Wohnungen wohlfühlen, wie sie betreut werden und was noch verbessert werden könnte, das wurde in einem Gespräch mit Vertretern und Vertreterinnen von drei betroffenen Bevölkerungsgruppen diskutiert: Körperlich und seelisch Beeinträchtigte, ältere Menschen sowie „queere“ Menschen, also LGBT-Personen, die manchmal in unkonventionellen Konstellationen leben. Auf Einladung der WBV-GPA nahmen an dieser Gesprächsrunde Hermine Freitag und Philipp Wohlfarth vom Arbeiter-Samariter-Bund, Tom Schmid vom Verein DAS BAND und der Obmann des Vereins Que[e]rbau, Andreas Konecny, teil. Was dabei herauskam, war erfreulich viel Positives, freilich verbunden mit der Hoffnung, dass selbstbestimmtes Wohnen in Zukunft für diese Bevölkerungsgruppen kein Fremdwort mehr sein muss.

Gemeinsam leben, statt einsam wohnen!

Hermine Freitag vom Arbeiter-Samariter-Bund bemüht sich seit vielen Jahren besonders um die Wohnmöglichkeiten älterer Menschen und stellt fest, dass Wohngemeinschaften bei der älteren Generation immer beliebter werden – ganz nach dem Motto „gemeinsam leben, statt einsam wohnen“. Allein zu wohnen – und das trifft besonders auf den städtischen Raum zu – kann zu Vereinsamung und letztendlich sogar zu Verwahrlosung führen. Umso mehr freut sich Hermine Freitag darüber, dass sie mit ihrem Team bereits fünf Senioren-WGs betreut. Der Neubau der WBV-GPA in Simmering befindet sich mittlerweile in der Fertigstellungsphase.

Auch die Umgebung seniorenfreundlich gestalten

Was ihr ein besonderes Anliegen ist: „Es ist nicht nur wichtig, dass das Wohnhaus seniorenfreundlich ist, sondern auch die Umgebung. Das heißt, wir brauchen eine seniorenfreundliche Infrastruktur, das betrifft etwa die Entfernung der Gehwege zur nächsten U-Bahn- oder Straßenbahnstation. Das muss für ältere Menschen leicht bewältigbar sein“. Nicht akzeptabel ist es, wenn man 10 Minuten zum nächsten öffentlichen Verkehrsmittel braucht und dieser Weg noch dazu mit Büschen verwachsen und düster ist, „da fürchten sich die Menschen“. Ein wichtiges Thema sind auch Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe und eine praktische Ärztin, die bereit ist, Hausbesuche zu machen. Hermine Freitag wünscht sich von

„Allein zu wohnen kann zu Vereinsamung und letztendlich sogar zu Verwahrlosung führen.“

Bauträgern, dass das bereits im Vorfeld der Planung abgecheckt wird – und mehr Grünflächen seien auch wichtig: „Was nützt es den Bewohnerinnen, wenn der Bau zwar von außen sehr schön, aber wenig Grün rundherum ist.“

Betreuung ja, aber in unterschiedlicher Intensität

Dass es aber nicht nur mit dem Wohnumfeld und den alters- oder behinderten-gerechten Wohngemeinschaften getan ist, wird in der angeregten Diskussion besonders hervorgehoben. Was diese Menschen bei aller Selbstständigkeit brauchen, ist Betreuung in unterschiedlicher Intensität. Die älteren Bewohner etwa wollen keine regelmäßigen Aktivitäten „aufs Auge gedrückt“ bekommen. Es reichen zwei bis drei Highlights pro Jahr, wenn sie ins Theater oder in ein Konzert eingeladen werden. „Oder wir veranstalten ein Seniorencafé“, so Hermine Freitag. Nachgefragt wird regelmäßig, ob jemand Unterstützung braucht. „Wenn wir nach Kontakten für die Instandhaltung der Wohnung gefragt werden, erledigen wir das. Gestern hat mich eine 80-jährige Bewohnerin angerufen. Sie wusste nicht, was mit ihrer Klimaanlage ist und hat keine Luft bekommen. Wir sind dann heute selbst hingefahren; sie hat das beruhigende Wissen, dass jemand für sie da ist“.

Die Jüngeren helfen den Älteren

Der Altersschnitt in den WGs liegt zwischen 56 bis 80 Jahren, aber auch 90-Jährige sind darunter. In dieser speziellen Wohnsituation dreht sich angesichts der großen Altersspanne auch öfters mal die Regel um, dass die jüngeren Menschen den älteren helfen können. Hier ist es eher umgekehrt. „Da müssen die Älteren den Jüngeren helfen, weil die Jüngeren meist aufgrund körperlicher Defizite in eine WG ziehen. Durch das gegenseitige Helfen entwickeln sich auch sehr schöne Freundschaften“, weiß Hermine Freitag zu berichten. Und warum zieht jemand in eine Wohngemeinschaft? Eine Senioren-WG wird dann in Betracht gezogen, wenn der Wohnraum, in dem man momentan lebt, nicht mehr geeignet ist, wenn kein Lift vorhanden oder die Wohnung nicht behindertengerecht ist. Wenn man zum Beispiel mit einem Rollator unterwegs ist und das Bad oder die Toilette zu schmal sind. Ein wesentlicher Punkt ist auch die Einsamkeit. Die Möglichkeit, jederzeit in den Gemeinschaftsraum gehen zu können, gibt Zuversicht.

In eine WG oder doch lieber ins Seniorenheim?

„Der Vorteil einer Wohngemeinschaft – etwa im Vergleich zu einem Seniorenheim – besteht darin, dass man selbständig bleibt: Die Menschen kümmern sich selbst um ihre Alltagsgestaltung und ihre Verpflegung.“ Gibt es auch die Möglichkeit eine Heimhilfe anzufordern? „Ja, die gibt es, von der Betreuung



Tom Schmid,
Geschäftsführer DAS BAND



Philipp Wohlfarth,
Organisation Seniorenwohn-
gemeinschaften, Arbeiter-
Samariter-Bund Wien



Hermine Freitag,
Fachbereichsleitung
Arbeiter-Samariter-
Bund Wien



**„Wenn der Wind
der Veränderung
weht, bauen
die einen Mau-
ern, die anderen
Windmühlen.“**

Andreas Konecny,
Obmann Que[e]rbau Wien,
Verein für gemeinschaftliches
Bauen und Wohnen

Maria Neisser,
Moderatorin des Gesprächs

bis zur Pflege können wir alles abdecken“, so Freitag. „Sollte Unterstützung notwendig sein, kann man bis zu dreimal täglich Betreuung und Pflege in Anspruch nehmen, also Heimhilfe und/oder Hauskrankenpflege. Eine Nachtbetreuung ist in diesem Konzept allerdings nicht vorgesehen – das sagen wir an einem WG-Platz Interessierten aber im Vorhinein, also bevor sie sich einmieten.“ Jede Bewohnerin und jeder Bewohner hat ein eigenes Zimmer mit Dusche und WC, in der Größe von 25 bis 37 Quadratmeter, außerdem stehen allen eine Gemeinschaftsküche, ein Gemeinschaftsraum sowie eine Waschküche zur Verfügung. Weiters gibt es in jeder Wohngemeinschaft einen Balkon oder eine begehbare Terrasse.

Teilbetreutes Wohnen wird angestrebt

Der Verein DAS BAND ist in Wien eine der ältesten Einrichtungen für Menschen mit kognitiven Behinderungen und psychischen Erkrankungen. Gefördert vom Fonds Soziales Wien betreut DAS BAND derzeit rund 250 Personen. „Ziel unseres Vereins ist es, unseren Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine gleichgestellte Teilhabe und Teilnahme in allen Lebensbereichen zu ermöglichen“, betont Geschäftsführer Tom Schmid. Das Angebot des Vereins umfasst Tagesstrukturen, vollbetreute Wohngemeinschaften und den Teilbetreuungsstützpunkt Top1, wo Nutzerinnen und Nutzer in ihren eigenen Wohnungen begleitet und unterstützt werden.

In Wien leben derzeit etwa 2.000 Menschen in betreuten WGs, und weitere rund 2.000 leben teilbetreut in eigenen Wohnungen. Schmid erklärt: „Unser Ziel ist es, gerade für psychisch kranke Menschen das teilbetreute Angebot weiter auszubauen. Man darf die Gefahren der Überversorgung psychisch erkrankter Personen nicht unterschätzen. Rund um die Uhr betreut lassen Menschen sich teilweise in Abhängigkeit fallen, obwohl dies gar nicht nötig ist. Unser neues Projekt gemeinsam mit der WBV in der Fontanastraße bietet für zwölf psychisch kranke Personen teilbetreutes Wohnen mit einem Stützpunkt in Fußnähe, der rund um die Uhr besetzt ist. Es ist immer jemand da, wenn Hilfe gebraucht wird.“ Ein gemeinsames Freizeitprogramm oder sportliche Aktivitäten ergänzen das Betreuungsangebot und beugen so einer möglichen Isolation der betreuten Personen vor. „Es gibt von unserer Seite Programmangebote, aber viele entstehen meist auch bei den Bewohnern selbst“, so Schmid. „Die Bewohnerinnen verstehen sich auch untereinander und helfen einander. Sie räumen selbst auf. Wir haben aber auch ein Arbeitsintegrationsprojekt, das dies bei Bedarf für günstiges Geld übernimmt.“ Und es wird gemeinsam gekocht. Da kann es schon mal vorkommen, dass elf Bewohnerinnen und Bewohner der WG mitentscheiden, was heute auf den Tisch kommen soll.

Man kommt herein, atmet auf und fühlt sich aufgehoben

In der Seestadt Aspern gibt es seit 2017 ein Gemeinschaftsprojekt des Vereins Que[e]rbau Wien, ein gemeinschaftliches Wohnhaus. „Es geht darum, dass Menschen, die sich einen Wohnraum schaffen wollen, sich einerseits das eigene Wohnhaus mit dem Architekten überlegen, und andererseits, was dort Gemeinschaftliches stattfinden soll. Also selbstbestimmtes Wohnen gedacht als gemeinschaftliches Wohnen mit sogenannten Begegnungsbereichen“, erklärt der Obmann des Vereins, Andreas Konecny. „Wir

**„Toleranz ist
die eigentliche
Übung in der
Stadt.“**

haben das als großes Inklusionsprojekt gedacht, um das Ganze spannender zu machen. Es geht um Diversität, von sexueller Orientierung bis hin zu körperlicher Beeinträchtigung. Die Wohnungen müssen also auch barrierefrei sein. Sehr spannend ist, dass es sich um eine sehr bunte Gemeinschaft handelt – hier wohnen beispielsweise schwule, geflüchtete und transsexuelle Menschen zusammen, die individuelles Wohnen wollen. Gleichzeitig geht es aber um

das Gemeinsame. Der Slogan ‚Jede_r für sich und manches zusammen‘ steht für Selbstbestimmung in Gemeinschaft und setzt aus unserer Sicht bei den Ressourcen an, die jede_r einzelne mitbringt. Nicht bei den Defiziten“, betont Konecny. „Ressourcenorientierung heißt: Wenn du dich angenommen und gut fühlst, kannst du auch was für andere machen. Man kann seinen Nachbar_innen helfen und für sie da sein. Man kommt herein, atmet auf und sagt, man fühlt sich aufgehoben.“ Das Haus in der Seestadt hat 33 Wohnungen; alle sind anders geschnitten und unterschiedlich groß. Es gibt auch Gemeinschaften, wo zwei Wohnungen zusammengelegt wurden, sowie viele kleinere Wohnungen. Geht es dem Verein doch darum, keine Luxuswohnungen anzubieten, sondern Selbstbestimmung einzuführen und zu ermöglichen – jenen Menschen, die es suchen, aber auch jenen, die es brauchen. „Ursprünglich haben wir das Queer-Konzept aufgesetzt und danach versucht Leute zu finden, die das interessiert. Man kann im Vorhinein nicht genau sagen, was die Leute wirklich machen wollen. Selbstbestimmt heißt dann ja, dass sich die Leute so zusammensetzen sollen, wie sie es selbst für richtig halten“, meint Konecny. Daher sei es wirksam, sich vor dem Zusammenziehen schon kennenzulernen. Viele sind ja geprägt von traditionellen Wohnformen. Da stellt sich etwa die Frage: Wie viel braucht man wirklich für sich selbst, wenn es gemeinsame Räume gibt? Der Kern des Projekts ist der „YellaYella! Nachbar_innentreff“, der das Haus nach außen hin öffnet, weil Vielfalt immer auch eine gewisse Offenheit braucht. Für Konecny hat das auch viel mit Toleranz zu tun, und er ist überzeugt, dass diese Haltung auch auf größerem Maßstab anwendbar ist: „Toleranz ist die eigentliche Übung in der Stadt“.



Planen Frauen anders als Männer?

Kommentar von Sabine Pollak

Diese Frage wird mir laufend gestellt. Meist sind Interviewende enttäuscht, wenn ich mit einem klaren NEIN antworte. Warum sollten Frauen anders planen? Weil sie andere Gene haben? Zu Mädchen erzogen wurden? Mehr Schutz benötigen? All dies haben die erste und die zweite Frauenbewegung längst hinter sich gelassen. Seit Jahren studieren mehr Frauen als Männer Architektur. Sie machen dies selbstbewusst und gut. Eine neue Generation junger Architektinnen bildet sich heraus, von neuem feministischen Denken geprägt. Auch wenn die gläserne Decke (bis hierher und nicht weiter) noch verhindert, dass mehr Frauen in gehobener Stellung im Baugeschäft sind. Aber auch das wird sich ändern. Was also hat es mit Projekten von und für Frauen auf sich? Warum sehen diese dann doch anders aus? Der Grund liegt in den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Alleinstehende Frauen haben weniger Geld zur Verfügung als Männer und benötigen andere Wohnformen – kleine Wohnungen, teilbare Räume etwa. Sie machen sich früh Gedanken darüber, wie sie im Alter leben wollen (Nachbarschaftshilfe). Und meist haben sie ein großes Interesse an der Gemeinschaft mit gleichgesinnten Frauen. Die Anforderungen sind also andere als bei normalen Wohnprojekten. Ich habe Frauen als höchst aktive, politisch initiative und sozial fordernde Bewohnerinnenschaft kennengelernt. Für eine solche Gruppe ergibt es Sinn, Wohnbauten anders zu planen. Breite Gänge, in denen etwas stattfindet. Bibliotheken, Werkstätten und Gemeinschaftsküchen, die genutzt werden. Und Wohnungen, die so klein sind, dass auch die sozial schwächsten Frauen dort wohnen können. Und warum all dies mit der WBV-GPA? Die Wohnbauvereinigung ist lange Zeit in Frauenhand gewesen und zudem Pionierin durch die Frauen-Werk-Stadt. Was es künftig zu tun gibt? Frauenquoten in allen Wettbewerben und Juries, dann wird sich etwas tun in der Glasdeckenarchitektur.

Das Rote Wien

und das

Wilde Wien

Das Rote Wien ist berühmt für seinen kommunalen Wohnungsbau. Aber auch im Siedlungswesen wurde Bemerkenswertes geleistet. Dennoch blieb das Verhältnis der sozialdemokratischen Stadtverwaltung zur Siedlerbewegung ambivalent.

Die vom Großen Krieg verursachte Not hatte in den späten 1910er-Jahren in Wien zu einer unkontrollierbaren Stadterweiterung durch eine Siedlerbewegung von unten geführt. Zigtausende Menschen errichteten vor allem in peripheren Lagen illegale („wilde“) Siedlungen, um in den Donauauen, im Wienerwald und am südlichen und nördlichen Stadtrand als Selbstversorger zu überleben. Die vielen tausend wilden Siedlerinnen und Siedler hatten die sozialdemokratische Stadtverwaltung 1919 zu einer siedlerfreundlichen Haltung praktisch gezwungen. Die Gemeinde Wien widmete den Großteil der besetzten Grundstücke für Siedlungszwecke um und war darum bemüht, die Siedlerbewegung in geordnete Bahnen zu lenken. Die genossenschaftliche

Organisation des Siedlungswesens erfolgte durch finanzielle Unterstützung, die Anerkennung von Eigenleistung bei der Errichtung und die Bereitstellung von Baustoffen. Eine bedeutende Rolle spielte dabei die 1921 als Gemeinwirtschaftliche Siedlungs- und Baustoffanstalt gegründete GESIBA. Als Vermittler zwischen Interessen von unten (Siedlerinnen und Siedler) und von oben (Stadtverwaltung) agierte der von Otto Neurath 1920 ins Leben gerufene Österreichische Verband für Siedlungs- und Kleingartenwesen (ÖVSK). Mit Unterstützung des städtischen Siedlungsamtes wurden in den frühen 1920er-Jahren rund 50 Siedlungen errichtet, darunter die viel beachteten Mustersiedlungen Heuberg (Adolf Loos) in Hernals, Am Rosenhügel (Hugo Mayer und Ferdinand Krause) in Hietzing und Am Freihof (Karl Schartelmüller) in Floridsdorf. Zu den engagierten Architektinnen der Wiener Siedlerbewegung zählten u. a. auch Josef Frank, Franz Schuster und Margarete Schütte-Lihotzky. Die junge Architektin war im Baubüro des ÖVSK tätig, wo sie sich auch mit Fragen der Einrichtung beschäftigte. Sie entwickelte eine funktionelle Lösung für die Wohnküche, die der zentrale Raum in der kleinen Siedlerhütte war. Berühmt wurde Schütte-Lihotzky 1926 mit ihrer „Frankfurter Küche“, dem Prototyp der modernen Einbauküche. Den Namen der couragierten Architektin trägt die Wohnhausanlage der WBV-GPA am Carminweg in Floridsdorf, die Teil der Siedlung Frauen-Werk-Stadt ist. Margarete Schütte-Lihotzky (geb. 1897 in Wien) hatte 1997 noch an der Eröffnungsfeier teilgenommen.

Das Verhältnis der sozialdemokratischen Stadtverwaltung zur Siedlerbewegung blieb trotz der beachtlichen Erfolge des genossenschaftlich organisierten Siedlungswesens ambivalent. Das lag nicht nur am Konfliktpotential, das die Mängel bei Planung und Ausführung der wilden Siedlungen und deren sanitäre Zustände mit sich brachten. Die sich an dörflichen Strukturen orientierenden Siedlungen entsprachen der Lebenswelt jener, die vom Land nach Wien gekommen waren. Ein eigenes, obgleich in der Regel ärmliches Häuschen mit Garten zum Gemüse- und Obstanbau und der Haltung von Kleintieren zur Selbstversorgung, war am Land eine Art Überlebensversicherung. Diese Lebensweise entsprach aber nicht der Urbanität und Modernität, wie sie sich in Wien seit der Gründerzeit entwickelt hatten. Der kommunale Wohnungsbau im Roten Wien orientierte sich an den gründerzeitlichen, mehrgeschosigen Häusern der damaligen Reichshaupt- und Residenzstadt. Die monumentalen Großwohnanlagen („Superblocks“) des Roten Wien, wie beispielsweise der Karl-Marx-Hof in Heiligenstadt oder der Rabenhof im Bezirk Landstraße, erschienen einigen Zeitgenossen quasi als imperiale Gesten, die nicht zuletzt vom gewonnenen Selbstbewusstsein der Sozialdemokratie zeugten. Im bürgerlichen Lager wurden diese „roten Wohnburgen“ zum Teil als Bedrohung wahrgenommen, und auch im sozialdemokratischen Lager gab es kritische Stimmen. Architekt Josef Frank, der den Siedlungsbau propagierte,

polemisierte gegen diese „Volkswohnungspaläste“. Die „Superblocks“ waren für ihn Ausdruck einer letztlich kleinbürgerlichen Gesinnung. Im Siedlungswesen manifestierte sich noch ein weiterer grundsätzlicher Konflikt: der Gegensatz von Mietwohnungen, die im Besitz der Gemeinde sind, und privatem Immobilieneigentum, das in der Zwischenkriegszeit vom christlich-sozialen Lager propagiert wurde. Dennoch waren auch die Siedlungen ein wichtiger Beitrag zur Bekämpfung der drückenden Wohnungsnot, die in der Millionenstadt trotz der weltweit gewürdigten Bauleistungen des Roten Wien natürlich nicht restlos beseitigt werden konnte. Darüber hinaus entlasteten die illegalen Siedlungen auch die städtische Obdachlosenfürsorge.

In den Jahren 1926/27 kam es wieder vermehrt zur Errichtung von wilden Siedlungen durch Arbeitslose. Damals hatte sich das Rote Wien vom Siedlungsbau schon stark zurückgezogen. Die kommunale Bautätigkeit war 1923 durch eine zweckgebundene Wohnbausteuer auf eine neue finanzielle Basis gestellt worden. Das im selben Jahr beschlossene Wohnbauprogramm forcierte jedoch den Geschoßwohnbau. Das war von oben bestimmte Stadterweiterung, die eben nicht nur aus ökonomischen Gründen den Siedlungsbau vernachlässigte. Die Wiener Siedlerbewegung erhielt durch die Weltwirtschaftskrise zu Beginn der 1930er-Jahre neuerlich einen starken Impuls. Die Errichtung von Erwerbslosen- bzw. Nebenerwerbssiedlungen schien das Gebot der Stunde zu sein, doch vom Roten Wien wurde nur ein Bauprojekt dieser Art realisiert; es handelte sich dabei um die 1932/33 errichtete Stadtrandsiedlung Leopoldau in Floridsdorf. Der sozialdemokratische Selbsthilfebund Freiland für Arbeitsbeschaffung und Planwirtschaft hatte diesen Siedlungsbau gegen Widerstände in der SDAP durchgesetzt.

Die Partei hatte es letztlich verabsäumt, die Wiener Siedler und Siedlerinnen größtenteils und nachhaltig in einem sozialdemokratisch-genossenschaftlichen Sinn zu organisieren. Franz Prohaska vom Selbsthilfebund Freiland schrieb im August 1933 an den Nationalratsabgeordneten Julius Deutsch: „Werter Genosse! Mit der ganzen geistigen und seelischen Kraft bitte ich Sie und alle anderen führenden Genossen doch endlich einfachen Parteimitgliedern zu glauben. Angesichts der trostlosen Lage wäre es schon mehr als allerhöchste Zeit – Das Siedlungsproblem, wie ich es propagierte, war nicht nur als Versorgung für einen, für 100 oder für mehrere Tausend Arbeitslose gedacht, sondern als elementarster Aufbau einer neuen sozialistischen Ordnung. [...] Rings um Wien hätten tausende rote Siedlungsdörfer entstehen sollen [...]. Rote Kosakendörfer hätten es werden müssen.“ Prohaskas Einschätzung nach waren die meisten Siedlungsverbände in Wien längst reaktionär oder nationalsozialistisch ausgerichtet. Im diktatorischen Ständestaat forcierte man die Erwerbslosen- bzw. Nebenerwerbssiedlungen des Schwarzen Wien.



ANDER LERNEN

Wenn es gelänge, in einer nicht allzu langen Zeit so manchen Begegnungsraum zu schaffen und den Gebeutelten menschenwürdiges Wohnen zu ermöglichen, so wäre dies sicher ein wenn auch nicht bedeutender, so doch ein wenigstens nennenswerter Beitrag dazu, ein gedeihliches Miteinander zu fördern.

Nachbarschaft in einem bunten Haus erleben

Dreihundert Menschen, zwölf Nationalitäten, ein Wohnheim. Kann das gutgehen? Das DDr. Kardinal König Integrationswohnheim in Wien-Simmering zeigt: Ja, es geht. Es braucht nur Willen und ein wenig Menschenverstand – und einen sehr besonderen Hausbesorger, hat Aleksandra Tulej erfahren.







„Du hast so schöne Nägel! Kommst du zu meinem Geburtstag?“ Die sechsjährige Aylin nimmt mich an der Hand und zerrt mich quer über den Spielplatz, um ihren Freundinnen meine glitzernden Nägel zu zeigen. Ich kenne Aylin und ihre Spielkameradinnen keine fünf Minuten. „Ich bekomme nämlich zum Geburtstag einen Hasen. Darf ich ihn nach dir benennen?“, fragt sie mich. Ihre achtjährige Schwester Laila fällt ihr ins Wort: „Das macht sie mir nach. Ich werde nämlich einmal Tierärztin. Für Hasen. Du hast so schöne Augen, wie die eine aus diesem einen Film. Meine Lehrerin sagt immer, ich habe ein großes Mundwerk.“ Aylin sieht sie skeptisch an, grinst breit zu mir hinüber und enthüllt ihre Zahnücke zwischen ihren Vorderzähnen. „Ich auch! Ich auch! Schau!“

Es ist ein heißer Nachmittag im August, wir befinden uns auf dem Spielplatz des Kardinal-König-Integrationswohnhauses in Wien-Simmering. Hier wohnen über 300 subsidiär Schutzberechtigte aus insgesamt zwölf verschiedenen Ländern. Das heißt, alle Menschen, die hier wohnen, haben einen positiven Asylbescheid. Sie kommen großteils aus Somalia, Tschetschenien, Syrien, Afghanistan oder dem Irak. Die Zinnergasse 29b, wo das Integrationswohnheim

steht, gehört zum Gebäudekomplex „Macondo“. Verwaltet wird das Wohnheim vom Österreichischen Integrationsfonds; gebaut hat es die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte.

„Du hast so schöne Nägel! Kommst du zu meinem Geburtstag?“

Architektonisch sehr modern und schlicht gehalten vermittelt das Gebäude den Flair einer modernen Siedlung. Doch es ist keine gewöhnliche Siedlung: Von den Balkonen und Fenstern hängen orientalische Teppiche, überall laufen Kinder herum, ihre teils verschleierte Mütter versuchen, sie ein wenig zu beschwichtigen. Auf allen möglichen Sprachen wird gespielt, gerufen und gelacht. Hier

ist alles multikulti. Und es scheint zu funktionieren. Die Bewohnerinnen und Bewohner leben hier sehr im Einklang miteinander – die positive Stimmung merkt man einfach. Von allen Seiten wird man freundlich begrüßt und angelächelt. Und das, obwohl sie alle schon einiges durchgemacht haben, auch die Kleinsten.

„In der Türkei, wo wir davor waren, haben wir in Zelten geschlafen. Hier ist es viel besser“, erzählt mir Laila, während sie sich auf der Schaukel immer höher in die Luft befördert. In ihre Heimat Syrien möchte sie nicht zurück. „Ich mag dableiben. Ich mag nicht mehr zurück. Dort ist Krieg, weißt du. Und hier ist kein Krieg. Dragan, hast du eigentlich Kinder?“ Die hübsche Syrerin legt ihren Kopf in den Nacken und sieht erwartungsvoll zu Dragan, der gerade ein paar Meter weiter telefoniert. Dragan ist der Hausbesorger des Integrationswohnheims. Schnell wird klar: Dragan ist nicht einfach nur Hausbesorger. Er ist der Allrounder hier. Eine Art Anlaufstelle für alles: egal ob Reparaturen in den Wohnungen, jegliche Organisation oder Seelsorge. Dragan ist stets zur Stelle. Seit 20 Jahren ist er im Haus und kennt alles und jeden hier. Deshalb beschließe ich auch, ihn näher darüber auszuquetschen, ob die Wohnsituation hier wirklich so utopisch ist, wie sie den Anschein erweckt. So viele verschiedene Nationalitäten auf einem Fleck, so viele unterschiedliche Kulturen – wie geht das?

„Natürlich gibt es mal Streitigkeiten unter Nachbarn, wie das halt überall so ist. Aber unter den Nationalitäten verstehen sich alle gut – wir hatten hier in zwanzig Jahren keine einzige Ausschreitung“, sagt Dragan, während er den Rauch aus seiner Zigarette ausbläst. „Aber so, dass sich die Somalier mit den Tschetschenen, die Tschetschenen mit den Afghanen streiten und so weiter, das haben wir hier nicht. Wenn das mal passiert, bin ich der erste, der von hier weggeht. Weil wenn das mal beginnt, dann nimmt das sicher kein Ende.“ Wie er das hinbekommt, dass hier alles so glatt läuft? „Wenn du gut mit denen bist, geht alles“, resümiert der gebürtige Kroat. Und Dragan ist

gut mit allen hier. Wir passieren eine Gruppe somalischer Männer, die es sich auf einer Bank unter einem Baum gemütlich gemacht hat. Sie grüßen ihn auf Kroatisch, Dragan grüßt auf Somali zurück. „Sie nennen mich auf Kroatisch immer ‚bijeli‘ und ich sie ‚crny‘ (was zu Deutsch ‚weiß‘ respektive ‚schwarz‘ heißt). Wenn ich mal vom Urlaub komme und ein bisschen Farbe abbekommen habe, empfangen sie mich mit einem ‚Hallo Bruder, jetzt bist du einer von uns‘. Der Hausbesorger erzählt, dass ihm Menschen oft nicht glauben, auf welcher Ebene er Witze mit den Männern hier macht, ohne dass Konflikte entstehen. „Nach so vielen Jahren weiß man, wie das läuft, wie die Kulturen so drauf sind. Wie zum Beispiel bei den Tschetschenen, da merkst du schnell, wer von ihnen der ‚Anführer‘ ist. Stellst du dich mit dem gut, sind alle gut zueinander.“

Einen tschetschenischen „Anführer“ treffen wir hier auch. Allerdings in einer anderen Form: Frau Asma, die während des zweiten Tschetschenienkriegs nach Österreich geflüchtet ist, wohnt von allen Bewohnerinnen am längsten hier, schon neun Jahre. „Das ist unsere ‚Bürgermeisterin‘“, stellt uns Dragan Frau Asma vor. Sie lädt uns zu sich in die Wohnung ein. Hier lebt sie in vier Zimmern mit ihrem 27-jährigen Sohn Aslan und seinen zwei Kindern, also Asmas Enkeln. Ihre restlichen vier Kinder sind verheiratet und ausgezogen, eine Tochter hat sie im Tschetschenienkrieg verloren. Die Wohnung von Frau Asma ist dunkel, aber sehr ordentlich. Im Fernseher läuft im Hintergrund ein Cartoon auf Russisch. Frau Asma setzt sich mit uns an den Esstisch und beginnt, ihre Geschichte zu erzählen. Sie spricht sehr ruhig und bedacht und strahlt eine unglaubliche Wärme aus, obwohl man schnell merkt, dass sie kein leichtes Leben hatte. Geflohen aus dem Krieg, Familienmitglieder verloren, ihre Heimat, ihre Wurzeln. Sie hat mit schweren Depressionen gekämpft und hat auch eine Chemotherapie hinter sich. Aber hier geht es ihr gut. Eigentlich darf man nur drei Jahre im Integrationswohnheim bleiben, wie wir von ihr erfahren. Sie hat aufgrund verschiedener Faktoren eine Verlängerung bekommen, nächstes Jahr muss sie aber raus. Sie hat bereits einen Antrag auf eine Gemeindewohnung gestellt. „Man kann nicht bis zum Schluss warten, ich möchte im Voraus denken“, lächelt die Frau. Ob sie sich vorstellen könnte, zurück in ihre Heimat zu ziehen? „Das ist schon vorbei“, sagt sie nachdenklich. „Meine Heimatstadt, also Grozny, wurde in den letzten Jahren neu gebaut, weil ja alles zerstört war. Meine Wurzeln sind, wie sagt man, ausgeschnitten“, zuckt Frau Asma mit den Schultern. Vor einigen Jahren war sie das letzte Mal dort. „Ich wusste gar nicht mehr, wo ich bin. Alles ist ganz anders. Die Straßen heißen anders. Das ist schon wie ein neues Land. Dort würde ich auch keinen Job finden.“ In Österreich arbeitet sie als Köchin. Sie ist von ihrem Mann geschieden, dennoch haben sie ein gutes Verhältnis zueinander. Aber Frau Asma betont ausdrücklich, dass sie jetzt ihr eigenes





Leben hat. Alle Probleme, die ihre Kinder betreffen, lösen Frau Asma und ihr Ex-Mann trotzdem nach wie vor gemeinsam. Wie beispielsweise, als ihr Sohn Aslan von seiner Frau und Mutter seiner Kinder verlassen wurde – die Kinder wollte sie auch nicht mehr, deshalb blieben sie beim Vater und somit auch bei der Oma. Frau Asma wünscht sich, dass ihr Sohn eine gute Frau findet, was sich ihrer Meinung nach in seinem Alter mit zwei Kindern allerdings schwierig gestalten könnte. „Aber wie sagt man hier in Österreich: Jeder Topf findet seinen Deckel“, winkt sie ab und lacht.

Emanzipierte Frauen wie Frau Asma gibt es hier mehr, wie ich von Dragan erfahre. Allerdings gibt es natürlich auch die konservativeren, wo der Mann immer noch stark als Familienoberhaupt gesehen wird. Eine somalische Frau, die wir hätten interviewen sollen, gibt sich schüchtern und möchte nichts erzählen. Sie möchte auch kein Foto machen. Sie will erst warten, bis ihr Mann von der Arbeit heimkommt, wie wir von ihrer Nachbarin erfahren. Sie dolmetscht, da die Frau selbst nur kaum Deutsch spricht.

„Weißt du, was hier der Nachteil ist? Hier wohnen eben nur Ausländer. Hier wird oft gebrochenes Deutsch gesprochen. Also, so wie ich spreche“, erzählt



Ein Sommernachmittag in Simmering



mir Mohammed, ein afghanischer Familienvater, lachend. Seine Kinder würden sich deshalb schwerer tun, Deutsch zu lernen. Aber das ist laut Mohammed auch schon der einzige Negativpunkt.

Mohammed und seine Familie leben seit acht Jahren in Österreich, wie er uns bei einem Tee in seiner Wohnung erzählt. Er war in seiner Heimat Englischlehrer, seine Frau Diana hat Psychologie studiert. Er selbst kam zu Fuß nach Österreich, seine Frau und sein Sohn dann schon dank Familienzusammenführung per Flugzeug. Mittlerweile haben sie zwei Söhne, der dritte kommt Ende des Jahres zur Welt. Mohammed konnte seine Zertifikate aus Afghanistan nicht mitnehmen und seine Ausbildung wurde hier nicht anerkannt. Also machte er

**„Wir passen
uns an und
wir fühlen
uns wohl hier.“**

eine Lehre als Koch und hat soeben seine Lehrabschlussprüfung erfolgreich absolviert. Er möchte für seine Kinder eine sichere Zukunft in Österreich. Nach Afghanistan zurückzukehren ist momentan keine Option. „Wenn man dort aus dem Haus geht, weiß man nicht, ob man überhaupt wiederkommt“, sagt er, und lacht wieder. „Dass ich zu Fuß hergekommen bin, war nicht so schlimm, das ist lange her. Jetzt habe ich hier alle Traditionen gelernt, wir passen uns an und wir fühlen uns wohl hier. Wenn man es versucht, kann man

alles schaffen.“ Unser Gespräch wird immer wieder von seinem zweijährigen Sohn unterbrochen, der uns all seine Spielzeugautos zeigen möchte.

Doch auch in der Nachbarswohnung bekommen wir sofort eine Wohnungsführung von einem Guide, der uns bis zur Hüfte reicht. Hier wohnt die vierjährige Haya mit ihrem sechsjährigen Bruder Malik und ihren Eltern, die aus dem Sudan stammen. Haya möchte unbedingt alles herzeigen, erklärt, wo wer schläft und zeigt mir sogar stolz das Innere der Kästen im Vorzimmer. Malik tanzt währenddessen auf dem Sofa und möchte, dass wir ihn fotografieren. „So sind meine Kinder, so sind eben afrikanische Kinder“, lacht die Mutter Nafisa, während sie uns einen Minztee zubereitet. In der Wohnung riecht es intensiv nach Gewürzen und frischgekochtem Essen. Nafisa, die ein traditionelles afrikanisches Gewand trägt, hat in Ungarn Journalismus studiert und dort ihren Mann, der ebenfalls Sudanese ist, kennengelernt. Wenn ihre Kinder ein wenig größer sind, möchte sie als Dolmetscherin arbeiten. Sie lacht viel und erzählt, dass sie die aufgeweckte Atmosphäre im Integrationswohnhaus mag. Nur über ihre Vergangenheit im Sudan möchte sie nicht sprechen. „Aber hier in unserer Wohnung ist es ein bisschen wie in meinem Land. Hier sind alle willkommen. Bei uns sind immer Leute. Das ist unsere Kultur“, sagt sie. Eine gefühlte Millisekunde später stürmt Malik mit zwei Freunden in die Wohnung, stellt sie uns hastig vor und sie laufen wieder hinaus, weiterspielen. „Hier ist es nie ruhig“, lacht Nafisa. „Aber es ist gut hier.“



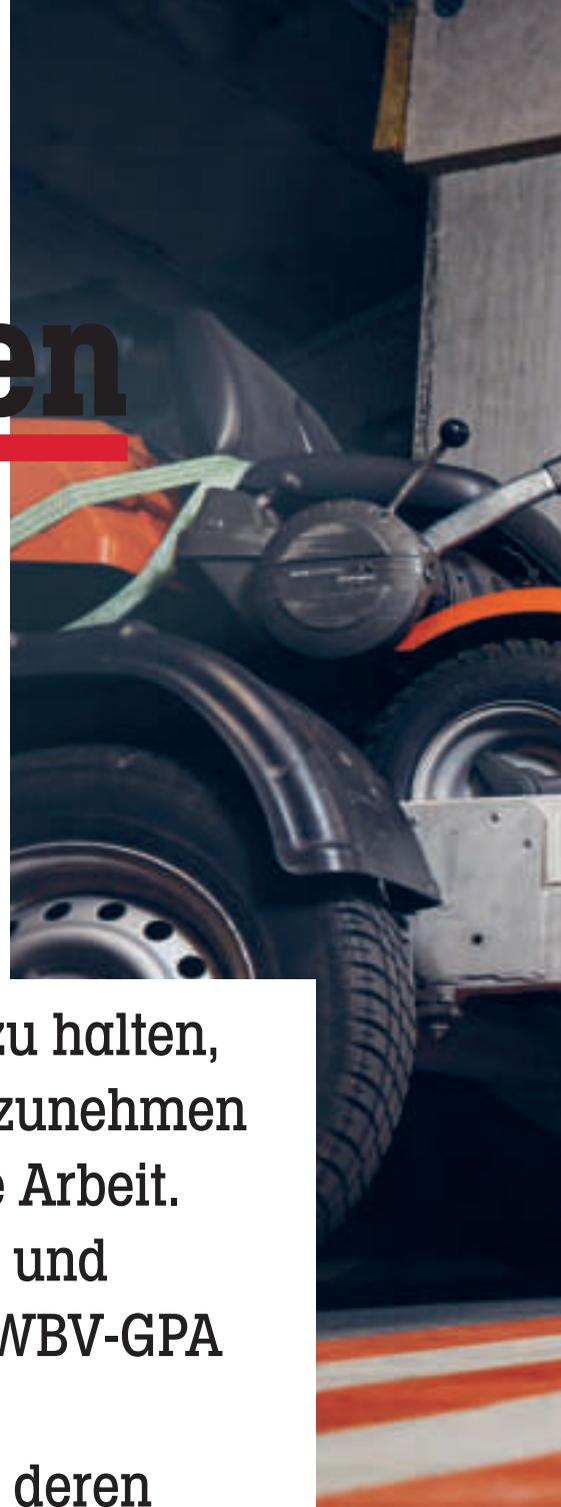


„So sind eben afrikanische Kinder“, kommentiert Natisa die Performance auf ihrem Sofa

**„Hier ist es nie
ruhig, aber es ist
gut hier.“**

Kompetenzen bündeln

Häuser zu betreuen, sie instand zu halten, zu reinigen und Reparaturen vorzunehmen ist eine harte und oft unbedankte Arbeit. Im Sinne der Mieterzufriedenheit und der solidarischen Prinzipien der WBV-GPA agiert ihr Tochterunternehmen Kompetenz Wohnbau GmbH. Mit deren Team an Hausbetreuerinnen, Reinigungskräften und Gärtnern hat Anna Soucek einen Tag verbracht.







Hausbetreuerinnen und Hausbesorger sind für die Reinigung und die Wartung von Wohnhäusern zuständig. Sie putzen Stiegenhäuser und Gänge, sie wechseln defekte Leuchtkörper aus, sie leiten Reparaturen von Glasscheiben ein, und sie sind oft Anlaufstelle für Mieterinnen und Mieter, wenn es Unzufriedenheiten, Vorschläge oder einfach Kommunikationsbedarf gibt.

Die Hausbetreuung von rund 60 Liegenschaften der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte nimmt deren ebenso gemeinnützige (also nicht profitorientierte) Tochterfirma Kompetenz vor, die 2015 gegründet und 2017 umstrukturiert wurde. Deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – Reinigungskräfte, Gärtner, Technikerinnen und administrative Kräfte – leisten wichtige Arbeit für das Wohlbefinden der Bewohner und für die Instandhaltung der Gebäude. Sie kommen dafür in den Genuss eines Arbeitsverhältnisses, das in dieser Branche als vorzüglich bezeichnet werden kann: Das Gehalt entspricht mindestens dem Kollektivvertrag, unbezahlte Überstunden gibt es nicht, auf private Unwägbarkeiten wird Rücksicht genommen, und das Arbeitsklima ist freundlich bis familiär. Entsprechend gering ist die Fluktuation im Personalstand – wobei dieser mit den betreuten Gebäuden wächst; langsam, aber beständig.



Christine Pürschl leitet die Reinigungsabteilung der Kompetenz – sie kennt die Eigenheiten der Gebäude ebenso gut wie die Kompetenzen ihrer Mitarbeiterinnen

Wien ist wirklich gewachsen, denke ich beim Blick vom Dach des Hochhauses K6 in der Kundratstraße beim Matzleinsdorfer Platz. In welche Richtung man auch schaut, die Stadt scheint nicht zu enden. Hochhausansammlungen, etwa am Wienerberg, auf der Donauplatte, in Wien-Mitte oder – einen Steinwurf entfernt – rund um den neuen Hauptbahnhof, zeugen von der innerstädtischen Verdichtung, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten stattgefunden hat.

Es ist sieben Uhr morgens. Einige Stockwerke weiter unten, im Hauptquartier der Kompetenz, besprechen deren Mitarbeiterinnen, was am heutigen Arbeitstag, der für sie gerade begonnen hat, zu tun sein wird. Unterdessen zeigen mir die Kompetenz-Geschäftsführer Heimo Hanserl und Stefan Loicht jenen magischen Ort über der Stadt. Wir reden nicht viel, während wir über Lüftungsrohre steigen, um in alle Richtungen zu blicken; nur hin und wieder deuten die beiden Herren auf Wohnhäuser der WBV-GPA, die von ihrem Tochterunternehmen Kompetenz Wohnbau GmbH betreut werden. Es sind viele, und es werden mehr. Expansion ist aber nicht das Ansinnen dieses Unternehmens.

Auf einer Pinnwand im Büro sind alle Mitarbeiterinnen mit Namen, Foto und Funktion festgehalten. Alle bis auf die Assistentin der Geschäftsführung, Frau Michitsch, die sich bisher erfolgreich dagegen gewehrt hat, porträtiert zu werden – statt eines Fotos hängt da das Bild eines Engerls mit Heiligenschein und Zauberstab. Die Pinnwand ist Organigramm und Dienstplan zugleich. Auf der linken Seite sind die Einsatzgebiete der Reinigungskräfte für die aktuelle Woche eingetragen. Darunter ist auch Mirjana, die gerade die erste Woche bei der Kompetenz hinter sich hat. Auf dem T-Shirt, das sie auf dem Foto trägt, steht der Slogan „I’m here to stay“.

Ganz oben hängt das Passbild von Christine Pürschl, der „Chefität“, also Abteilungsleiterin, der Reinigung. „Kein Druck“, so beschreibt sie die Atmosphäre in ihrem Team. Frau Pürschl war dreißig Jahre „bei einem Konzern“, sie hatte die Führung von 250 Mitarbeiterinnen inne. Über das Ende des Arbeitsverhältnisses dort will sie sich nicht auslassen, „eine komplizierte Geschichte“, sagt sie. Nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit wurde sie – mithilfe des Programms Aktion 20.000, das den beruflichen Wiedereinstieg von älteren Arbeitnehmern begünstigt – von der Kompetenz angeheuert, und sie hat die Anstellung auch nach Auslaufen der Förderung behalten.

Frau Pürschl wird von einigen ihrer Mitarbeiterinnen liebevoll als „Mutter“ bezeichnet. Sie wirkt umsichtig und verständnisvoll, kann aber auch streng sein, wenn etwas nicht ihren Vorstellungen von Qualität entspricht, oder wenn ihre Vorgaben nicht erfüllt werden. „Ich habe die Verantwortung und nehme es eigentlich persönlich, wenn etwas in den Häusern nicht in Ordnung ist – viel-

leicht habe ich nicht genug kontrolliert oder die Mitarbeiter nicht ausreichend angewiesen“, sagt sie. Gegen die „Mutter“ hat sie nichts einzuwenden, „ich sage ja auch immer, das sind meine Kinder“. Die Häuser oder die Menschen? „Beides“, lacht sie.

Jeden Werktag um 6:30 Uhr treffen die Reinigungskräfte und Gärtnerinnen im Kompetenz-Büro ein. Die Touren zu den Liegenschaften werden besprochen, die Autos mit Reinigungsmaterial und sauberen Mopps beladen, ein Kaffee und ein Weckerl noch, dann geht es los. Zum Dienst erscheint Valentin an diesem Tag in ziviler Kleidung. „Hast du eh dein Kompetenz-Leiberl mit?“, fragt Frau Pürschl. „Ja, im Rucksack“, antwortet Valentin schelmisch, er wolle sich gleich umziehen. Frau Pürschl mag es nämlich nicht, wenn ihre Mitarbeiterinnen den Reinigungsdienst nicht in Dienstkleidung verrichten. Die Bewohnerinnen und Bewohner wollen schließlich wissen, wer in ihren Häusern mit Wischmopp und Gartenschlauch zugange ist.

Valentin absolviert gerade seine dreimonatige Probezeit bei der Kompetenz. Er ist in Rumänien ohne Eltern aufgewachsen, in einem Waisenhaus. Mit 18 musste er es verlassen; er hat sich dann – weil etwas mit seinem Identitätsnachweis und seiner Geburtsurkunde nicht stimmte – auf der Straße durchgeschlagen. „Wie ein Geist“, sagt er, unsichtbar für die Behörden, für die Gesellschaft nicht greifbar. Vor drei Monaten ist er nach Österreich gekommen und hat sich auf Anraten eines befreundeten Landsmannes bei der Kompetenz beworben. Zum Vorstellungsgespräch ist er mit einem Dolmetscher erschienen, denn Valentin spricht zwar gutes Englisch, aber kaum Deutsch. Kurz nach der Bewerbung bekam er den Anruf, dass er am nächsten Tag als Reinigungskraft anfangen kann. „Ich war schockiert, ich konnte es kaum glauben. Ich konnte nicht glauben, an Menschen geraten zu sein, die mir ihre Herzen öffneten und sagten ‚Ja klar, komm zu uns, wir helfen dir‘ – nach alledem, was ich zuvor in meinem Leben erfahren habe. Und das waren wirklich hässliche Dinge“, sagt Valentin. Seine Begeisterung über die neue Arbeit kann er kaum zurückhalten: „Die Arbeit ist nicht schwer; wenn man arbeiten will und es mit einem Lächeln macht, dann geht es ganz leicht“. Seine Lebenssituation und seine Motivation seien für die Zusage sicher förderlich gewesen: „Diese Dankbarkeit ist schon berührend“, sagt Frau Pürschl, sie merkt aber auch an, dass es am Anfang nicht ganz reibungslos geklappt hätte. Mit Hausbetreuung hatte Valentin vorher gar nichts zu tun – er hat im Waisenhaus singen gelernt und sieht sich eigentlich als Musiker.

Seit Valentin mit seinem Kollegen Prvoslav unterwegs ist, gibt es kaum Probleme. Der gebürtige Serbe lebt seit über dreißig Jahren in Österreich und arbeitet seit 2015 in der Reinigung mit. Seine Mutter war Hausbesorgerin; er





habe ihr oft helfen müssen, sagt er, und sei daher mit allen Aspekten seines Berufs schon lange vertraut. Vor seiner Anstellung bei der Kompetenz hat er auf der Baustelle gearbeitet und ist dann jeden Winter in die Arbeitslose gegangen. Prvoslav brüstet sich damit, alle Liegenschaften zu kennen, er weiß, welche Eigenheiten ein Gebäude hat oder wo der Wasserzähler versteckt ist, er könne praktisch überall eingesetzt werden, auch wenn es – wie heute – gilt, einen Kollegen im Urlaub zu vertreten.

Nicht nur die Gebäude, auch deren Mieterinnen und Mieter kennt Prvoslav. Etwa jene Dame, die jedes Staubkörnchen beanstandet und wegen scheinbarer Nichtigkeiten gleich die Hausverwaltung bemüht. „Ich kann schon mit ihr umgehen, das funktioniert, ich habe gute Nerven. Ich habe keine Angst vor ihr“, sagt er. Selbst Beschimpfungen müssen die Reinigungskräfte zuweilen über sich ergehen lassen. Um Vorwürfe, dass sie etwas nicht gereinigt hätten oder gar eine Liegenschaft vollends vernachlässigen würden, entkräften zu können, dokumentieren sie alles mit Fotos, erledigte Arbeiten ebenso wie Probleme, also kaputte Fensterscheiben, Wasserschäden oder im Keller herumstehende Fahrnisse. Besonders streng sind angeblich jene Bewohnerinnen, die früher selbst Hausbesorger waren und sich nun – in der Pension – der Beobachtung von Nachlässigkeiten widmen. Die Firmen kommen und gehen, sagen sie; „Ich sag immer, es ist halt so, was soll man machen. Wir haben die Gesetze nicht gemacht“, antwortet Frau Pürschl.



Dabei wird die Arbeit der nicht ganz 30 Hausbesorgerinnen, die noch im Dienst sind, bei der Wohnbauvereinigung hoch geschätzt. Das Hausbesorgergesetz, welches Tätigkeitsprofil und Beschäftigungsbedingungen der Hausbesorger regelte, wurde unter der ÖVP-FPÖ-Regierung im Jahr 2000 außer Kraft gesetzt, sodass seither keine Neuanstellungen mehr möglich waren. Seitens des Sozialministeriums wird erklärt: „Hausbetreuer und Hausbesorger sind Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen, die ein Arbeitsverhältnis zur Reinhaltung, Wartung und Beaufsichtigung von Häusern abgeschlossen haben. Wurde es bis 30. Juni 2000 abgeschlossen, spricht man von Hausbesorgern und Hausbesorgerinnen. Für sie gilt das Hausbesorgergesetz. Bei Arbeitsverhältnissen, die erst nach dem 30. Juni 2000 eingegangen wurden, spricht man von Hausbetreuern und Hausbetreuerinnen. Für sie gilt allgemeines Arbeitsrecht.“

In der Folge wurden Hausbetreuungsleistungen an private Firmen ausgelagert, und gemeinnützige Bauträger haben eigene Hausbetreuungsfirmen gegründet. Auch die Kompetenz ist ins Leben gerufen worden, um dem alten Modell – freilich unter Einhaltung des Arbeitszeitengesetzes – möglichst nahe zu kommen. Es gilt, eine soziale Komponente mit einer wirtschaftlichen

Funktionsfähigkeit in Einklang zu bringen. Das heißt: Die Kompetenz bewirbt sich ordnungsgemäß um Aufträge der WBV-GPA, unter Einhaltung der Kostenvorgaben (die sich ja auch auf die Betriebskosten der Mieterinnen niederschlagen), aber auch unter Berücksichtigung der in Zahlen nicht darstellbaren Qualitäten, die Hausbesorger bedeuten. So wird im Reinigungsturnus auch „Zeit für die Pflege sozialer Kontakte zu den Mieterinnen und Mietern“ vorgesehen, heißt es seitens der Kompetenz, „wobei wir bestrebt sind, stets dasselbe Personal zum Einsatz kommen zu lassen.“

Die Anliegen der Mieterinnen und Mieter sind dabei nicht immer in Einklang, berichtet etwa Aldin, der als Gärtner die Grünanlagen betreut. Manche finden es zu selten, wenn alle zwei Wochen der Rasen gemäht wird und die Grünflächen „verwildern“; andere kritisieren, dass überhaupt gemäht wird. Da werden – ums Eck – ideologische Konflikte des Alltags ausgetragen. Aldin ist für die Kompetenz täglich in Wien und Niederösterreich mit Laubrechen, Gartenschere, Rasenmäher und Trimmer unterwegs. Er ist diplomierter Landwirt für Obst- und Weinbau; er hat über 200 Bewerbungen verschickt und wurde überall abgelehnt, er sei überqualifiziert. „Ich will arbeiten, am liebsten im Freien – nur nicht zu Hause sitzen und warten. Die Zeit vergeht schnell, wenn man draußen ist“, sagt er, und schon wieder ist eine Arbeitswoche vorbei.

Frau Pürschl erhält einen Anruf von einer Reinigungsmitarbeiterin, die um ein paar arbeitsfreie Tage bittet – ihr Kind wird eingeschult. „Lass uns später telefonieren“, sagt Frau Pürschl im Auto. Sie fährt von der Kompetenz-Zentrale in Favoriten in die Seestadt Aspern, „zur Kontrolle“. Hier, in Wiens größtem Stadtentwicklungsgebiet, betreut die Kompetenz unter anderem das Baugruppenprojekt Que[e]rbau in der Maria-Tusch-Straße. Daniel-Florian, der selbst hier wohnt, ist für dessen Reinigung und Instandhaltung zuständig, und auch für zwei weitere Wohnhäuser. Frau Pürschl bezeichnet ihn als ihren Musterschüler, „ich bin jedes Mal begeistert von ihm. Ich sage immer, du bist ‚schlimmer‘ als eine Frau“, so penibel verrichtet er die Arbeit. In der Maria-Tusch-Straße ebenso wie in der Brünner Straße, wo Daniel-Florian jeden Freitag ein Wohnhaus für ehemals obdachlose Menschen betreut (siehe Seite 50) – von den Mieterinnen gibt es hier keine Beschwerden, heißt es. Auch Frau Pürschl kann beim gemeinsamen Rundgang in der Seestadt Aspern kaum etwas beanstanden, nur die Bodenfliesen am Gang, die sollte er jetzt die nächsten zwei, drei Male nur mit heißem Wasser reinigen, denn Putzmittel hinterlässt Spuren.

„Mit mir rede bitte Deutsch, ich verstehe nicht so gut Englisch“, erinnert Frau Pürschl den jungen Rumänen, als er aufgebracht sein Leid mit den Kids schildert, die sich manchmal im Müllraum austoben. Wenn sie Glasflaschen





„Kaum habe ich etwas gereinigt, ist es auch schon wieder schmutzig. Dem entkomme ich halt nicht.“

an der Wand zerdeppern, entfernt er die Scherben; wenn Müll deponiert wird, der hier nicht hingehört, bringt er ihn zur Sammelstelle. Mit dem Zustand dieses – ganz objektiv betrachtet makellos sauberen – Müllraums ist er dennoch nie ganz zufrieden. Daniel-Florian hat zuvor stundenweise in einer lokalen Pizzeria ausgeholfen; seine Nachbarn im Que[e]rbau haben ihn, der sich als Bewohner freiwillig und sorgfältig um die kommunalen Flächen gekümmert hat, für den Job vorgeschlagen und darum gebeten, dass er angestellt wird.

Daniel-Florian ist ein Beispiel dafür, was ein Hausbetreuer des neuen Formats sein kann: Jemand, der die Nachbarn kennt, sich für alle Belange – vom Hochbeet bis zu den Untiefen des Kellers – zuständig fühlt, und der noch dazu – ganz wie früher die Hausbesorgerinnen – im Objekt seiner Zuständigkeit lebt. Es hat doch sicher Vorteile, das Haus zu bearbeiten, in dem er auch selbst wohnt? „Ja und nein“, sagt Daniel-Florian, der Perfektionist, „kaum habe ich etwas gereinigt, ist es auch schon wieder schmutzig. Dem entkomme ich halt nicht.“





Wohnen ist mehr als Behausung – Klaus Maurer von der Volkshilfe Wien über das Integrationsprojekt Flatworks, das Nachbartschaften alteingesessener und neu angekommener Einwohnerinnen fördert und unterstützt

Was braucht es für gelungene Integration?

Kommentar von Klaus Maurer

Es wird viel diskutiert, was die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Integration von Migrantinnen und Migranten sind. Im Wesentlichen werden drei Bereiche genannt: gute Deutschkenntnisse, Ausbildung bzw. Beschäftigung und Wohnen.

Im Bereich Wohnen leistet die WBV-GPA einen wichtigen Beitrag durch die Bereitstellung von Wohnungen für das Integrationsprojekt Flatworks der Volkshilfe Wien. Die Sozialarbeiterinnen von Flatworks unterstützen asylberechtigte Familien in allen Belangen der Integration mit einem Schwerpunkt auf nachhaltiger Wohnversorgung. Die Wohnbauvereinigung unterstützt diese Arbeit, indem die Betroffenen unbefristete Hauptmietverträge abschließen können. Besonders für Menschen, die durch Flucht enturzelt wurden, ist ein solches Angebot die Basis für Stabilität und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die eigene Wohnung ist der Ort, an dem man Ruhe und Sicherheit findet. Hier können Besucher empfangen werden, und die Kinder haben den Raum, um sich auf ihre Lernaufgaben zu konzentrieren.

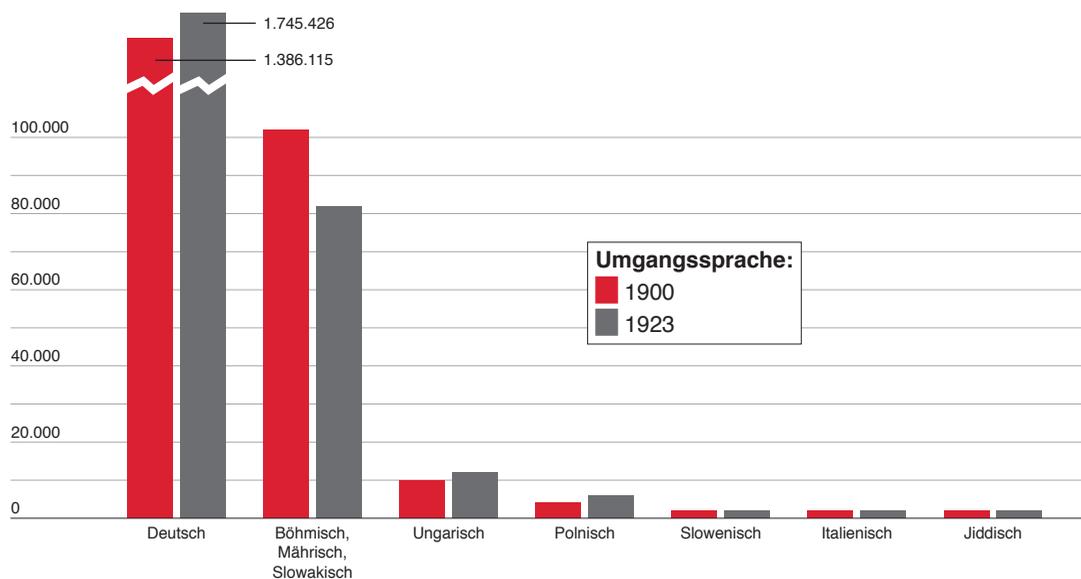
Es ist aber nicht nur der physische Wohnraum, der wichtig ist. Eine gelungene Integration bedeutet auf persönlicher Ebene, sich in einer Gemeinschaft eingebunden zu fühlen. Die Wohnprojekte der Wohnbauvereinigung ermöglichen ein Miteinander der Nachbarschaft. Begegnungsräume unterstützen dabei, in Kommunikation und Austausch zu treten. Erst ein soziales Netzwerk, also der Austausch mit Menschen, die den gleichen Lebensraum teilen, lässt das Gefühl entstehen, „zu Hause“ zu sein. Auch die Kommunen, die Gesellschaft als Ganzes, profitieren von der Einbindung dieser Zielgruppe in neue, moderne Wohnhausanlagen. Statt „Ghettoisierung“ wird ein Zusammenleben gefördert, in dem Diversität und Nachbarschaft im Vordergrund stehen. Die Zusammenarbeit zwischen der WBV-GPA und der Volkshilfe Wien besteht seit zehn Jahren und hat bereits vielen Familien ermöglicht, in diesem Sinne einen erfolgreichen Weg der Integration zu beschreiten.

Wien von 1900 bis 2018

Von der Reichshaupt- und Residenzstadt zur Bundeshauptstadt Wien

Wien war im Herbst 1918 von der Metropole eines Reiches mit knapp 50 Millionen Menschen zur Hauptstadt einer Republik mit rund 6,5 Millionen geworden; mehr als 2 Millionen davon lebten damals in Wien. Der Vielvölkerstaat war Geschichte, doch die Wiener Bevölkerung war noch jene des „Schmelztiegels“ der zerfallenen Habsburgermonarchie.

Umgangssprachen der Wiener Bevölkerung in den Jahren 1900/1923





Geburtsländer der Wiener Bevölkerung im Jahr 1900

Österreich

965.598 Niederösterr.
(inkl. Wien)
24.250 Oberösterreich
21.960 Steiermark
6.826 Kärnten
6.658 Tirol und
Vorarlberg
2.670 Salzburg

Kronländer

235.449 Böhmen
175.588 Mähren
34.133 Galizien
27.658 Schlesien
5.094 Krain
3.015 Küstenland
2.630 Bukowina
849 Dalmatien

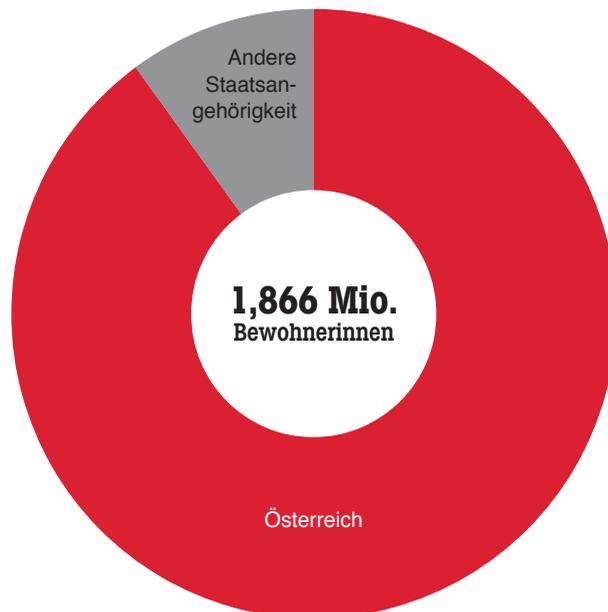
162.579 Ausland

Staatsbürgerschaft der Wiener Bevölkerung im Jahr 1923

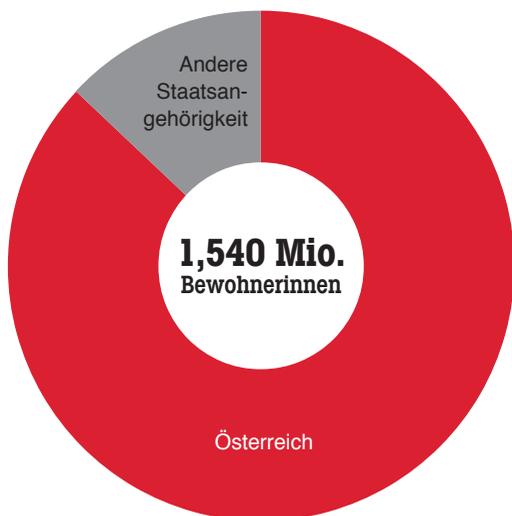
1.632.596 Österreich

Ehemalige Kronländer/Ausland

119.595 Tschechien
40.872 Polen
20.765 Ungarn
15.665 Deutschland
10.414 Rumänien
9.357 Jugoslawien
4.212 Italien



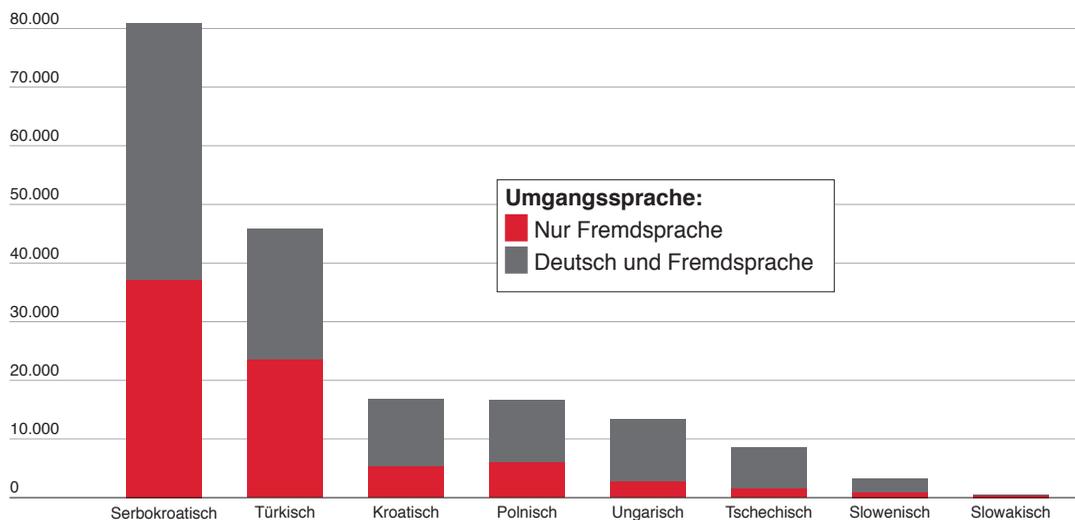
Staatsbürgerschaft der Wiener Bevölkerung im Jahr 1991



Staatsangehörigkeit

1.343.196	Österreich
87.358	Jugoslawien
43.876	Türkei
11.056	Polen
9.017	Deutschland
3.539	Ungarn
2.619	Tschechoslowakei
2.532	Rumänien
2.128	Italien

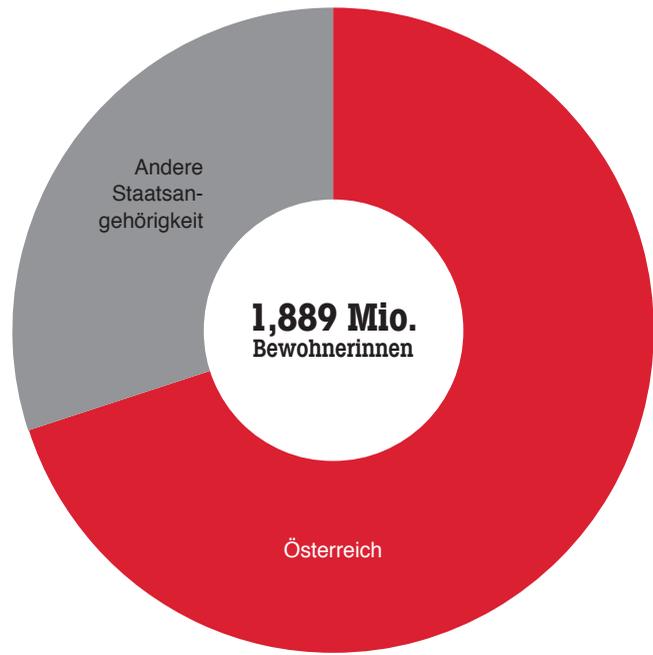
Umgangssprachen (inkl. Zweisprachigkeit) in Wien im Jahr 1991



Staatsbürgerschaft der Wiener Bevölkerung im Jahr 2018

Staatsangehörigkeit

1.329.449	Österreich
77.306	Serbien und Montenegro
46.039	Türkei
45.462	Deutschland
42.555	Slowenien
31.307	Polen
23.071	Syrien
17.023	Afghanistan
22.063	Bosnien und Herzegowina
22.089	Ungarn
15.635	Slowakei
10.106	Italien
4.241	USA
4.211	Nigeria
4.104	Tschechien
3.726	Ägypten



Im Statistischen Jahrbuch der Stadt Wien wurde für das Jahr 1991 das letzte Mal die Umgangssprache der Wiener Bevölkerung ausgewiesen. Das Jiddische ist verschwunden, andere Sprachen sind hinzugekommen und auch Zweisprachigkeit wurde erfasst.

Seit dem EU-Beitritt Österreichs im Jahr 1995 ist die Bundeshauptstadt Wien deutlich internationaler geworden. Über die Vielfalt der gesprochenen Sprachen, Mehrsprachigkeit und die Deutschkenntnisse der Bevölkerung gibt das Statistische Jahrbuch der Stadt Wien keine Auskunft mehr.

TSAM

TEN

N

Wenn es gelänge, in einer nicht allzu langen Zeit verschiedene Initiativen zur nachhaltigen Gestaltung unseres Gemeinwesens zu entwickeln, zu starten, zu fördern und zu unterstützen, so wäre dies sicher ein wenn auch nicht bedeutender, so doch ein wenigstens nennenswerter Beitrag dazu, gemeinsam für ein lebenswerteres Umfeld zu sorgen.

Gemeinwesen- arbeit in der Gebietsbetreuung

Das interdisziplinäre Team der GB* umfasst 13 Expertinnen und Experten aus Architektur, Raumplanung, Geografie, Mediation, Sozialarbeit, Landschaftsplanung, Rechtswissenschaften, Public Relations, Philosophie, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Ihr gemeinsames Anliegen ist, die Wohn- und Lebensqualität eines Viertels zu verbessern. Die Gebietsbetreuerin Claudia Schell erläutert.

Foto: Die Fassade der Gebietsbetreuung Atzgersdorf wurde künstlerisch ausgestaltet.







Die ARGE Wohnbauvereinigung für Privatangestellte Gemeinnützige GmbH und Klerings Architekten ZT GmbH ist seit 2007 unter der Leitung von Frau Arch.ⁱⁿ Dipl.-Ing.ⁱⁿ Christiane Rader-Klerings Auftragnehmerin im Rahmen der Wiener Gebietsbetreuung Stadterneuerung (GB). Im Zuge der Auftragsperiode seit 2018 werden die Bezirke 6, 12, 13, 14, 15 und 23 betreut. Das Team v.l.n.r.: Markus Steinbichler (Projektleitung Stellvertretung), Sabine Mayer (Administration), Dario Unterdorfer (Planung), Christiane Rader-Klerings (Projektleitung), Denise Goff (Planung), Sonja Stepanek (Planung, Wohn- und Mietrecht), Daniel Dutkowski (Planung und Öffentlichkeitsarbeit), Markus Mondre (Landschaftsplanung), Rene Patschok (Öffentlichkeitsarbeit), Claudia Schell (Sozialarbeit), Alexandra Murg (Wohn- und Mietrecht), Stefan Loicht (Planung); Nicht im Bild: Gerald Janousek (Planung) (© GB*)*

Die Stadt Wien betreibt seit 1974 die Einrichtung der GB*, also die Gebietsbetreuung Stadterneuerung, und legt damit seit 45 Jahren einen besonderen Fokus auf nachhaltige, „sanfte“ Stadterneuerung. Anstelle des Abrisses von alten Häusern in Gründerzeitvierteln, die heute noch weite Teile Wiens prägen, setzte man auf deren Erhaltung und Erneuerung. Anfang der 1990er-Jahre starteten mit Block- und Sockelsanierungen des wohnfonds_wien



die wichtigsten Instrumente der sanften Stadterneuerung.

Die GB* begleitet diese baulichen Maßnahmen mit Beratung der Hauseigentümerinnen in Bezug auf Fördermittel der Stadt Wien zur Sanierung des Hausbestandes. Zu den Services für die Wohnbevölkerung zählen Informationen über städtebauliche Entwicklungen, Wohn- und Mietrechtsberatungen sowie die Konzeption und Durchführung von Partizipationsprozessen zu Veränderungen im öffentlichen Raum. Die GB* leistet somit einen wichtigen Beitrag zur stetigen Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität der Stadt. Dabei hat auch die Gemeinwesenarbeit, kurz GWA, in der GB* seit jeher einen wichtigen Stellenwert.

Was versteht man unter Gemeinwesenarbeit?

Ziel der GWA ist die Verbesserung der Lebenssituationen von Menschen unter Berücksichtigung individueller und struktureller Bedingungen. GWA ist neben der Einzelfallhilfe und der Gruppenarbeit die dritte zentrale Methode in der Sozialarbeit. Sie hat ihre Wurzeln in der Mitte des 19. Jahrhunderts: in der „Settlement-Bewegung“ ausgehend von England, dem Ursprungsland der industriellen Revolution. Soziale Probleme in den Arbeiterinnen- und Armutsquartieren, die im Zuge der Industrialisierung in Großstädten bzw. in frisch besiedelten Gebieten auftraten, riefen die ersten „Settler“ – die Pionierinnen der stadtteilbezogenen Sozialarbeit – auf die Bildfläche. Die Umstrukturierung der Wirtschaft sowie die zunehmende Verstädterung sorgten für eine tiefgreifende Spaltung der Gesellschaft. Ziel der Sozialarbeit war es, Bewohnern vor Ort Wege zur Selbsthilfe aufzuzeigen, die Forderungen der politischen Arbeiterbewegungen sowie Sozialreformen zu unterstützen und die kommunale Versorgung zu verbessern. Über 150 Jahre später ist der Grundkern von Gemeinwesenarbeit derselbe: Sie orientiert sich an den Bedürfnissen und Interessen der Menschen im Stadtteil und fördert deren Teilhabe am ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Leben. Weiters unterstützt GWA die Bewohnerinnen und Bewohner dabei, selbst aktiv zu werden, ihre Bedürfnisse und Interessen öffentlich zu machen und sich für ihre Anliegen einzusetzen. GWA ist somit das Bindeglied zwischen den Interessen der Bewohnerinnen eines Stadtteils und den Ressourcen der Stadt. Optimalerweise gestaltet und begleitet GWA die Aushandlungsprozesse zwischen Entscheidungsträgerinnen aus Verwaltung, Wirtschaft und Politik und den Bürgern. Sie sollte darüber hinaus parteiisch (im Sinne der Bürgerinnen) sein und steht dadurch gelegentlich im Spannungsfeld zwischen den Interessen unterschiedlicher Akteure. Jedenfalls ist GWA immer politisch, denn sie setzt sich mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen auseinander. Zur Verbesserung

der Situation von Bewohnerinnen gilt es, Prozesse zu initiieren und zivilgesellschaftliche Kräfte zu stärken. Aufgrund der verschiedenen Disziplinen im GB*-Team kommen unterschiedliche Zugänge, Methoden und Umsetzungsstrategien im Rahmen der GWA zum Ausdruck, um Ideen und Impulse von engagierten Bürgern aufzunehmen und zu unterstützen. Neben diesem Bottom-up-Prinzip benötigt es auch Top-down-Initiativen von Institutionen oder der Politik, um Prozesse einzuleiten und Möglichkeiten der Beteiligung anzubieten. Zwei Beispiele aus den Bezirken Rudolfsheim-Fünfhaus und Liesing zeigen die Rolle der Gemeinwesenarbeit im Alltag der GB* auf.

GWA in der dicht bebauten Bestandsstadt

Der 15. Wiener Gemeindebezirk hat in den letzten Jahren einen Imagewandel durchlaufen, insbesondere der südliche Stadtteil zwischen Westbahn und Wienfluss: Ein ehemals typischer Arbeiterbezirk mit sozialem Gefälle und schlechtem Ruf wird zusehends zu einem lebendigen, bunten und vielfältigen Stadtteil. Dieser Veränderungsprozess ist auf Maßnahmen unterschiedlicher Akteurinnen begründet. Eine davon ist die GB*, die sich mit dem derzeitigen Team seit 2012 im Stadtteilbüro vor Ort befindet. Sie begleitet hier fünf Blocksanierungsgebiete; vier davon wurden auf Initiative und Basis der Vorarbeit der GB* beauftragt. Die drei Blocksanierungsgebiete in Reindorf waren die bislang größte konzentrierte Sanierungsinitiative der Stadt Wien. Ebenso wurden wichtige stadträumliche Impulse am Schwendermarkt, in der Reindorf gasse und rund um den Sparkassaplatz gesetzt. Neben diesen baulichen Initiativen liegt der Fokus der GB* nunmehr verstärkt auf Projekten mit sozialen Aspekten. So wurde 2018 ein „Stadtteilporträt“ angefertigt mit dem Ziel, die wahren Experten vor Ort zu befragen, also jene Menschen, die hier wohnen, arbeiten, leben, und die mit ihrem Tun diesen Stadtteil prägen. Die ihn also mitgestalten und eine authentische Innensicht über die Stimmungen, Wünsche und Bedürfnisse der Menschen im Stadtteil liefern können. Die Gespräche mit den Bewohnern und Stadtteil-Expertinnen lieferten ein vielfältiges Bild über die Qualitäten und Defizite des Grätzels sowie über künftige Herausforderungen und mögliche Handlungsfelder im Stadtteil. Das erarbeitete Stadtteilporträt zum südlichen 15. Bezirk bildete die Grundlage für weitere Handlungsfelder. Dabei galt es, die Vielfalt der Menschen, Bedürfnisse und Talente in diesem gut funktionierenden Stadtteil aufzuzeigen. Unter dem Titel „Grätzelheld*innen“ suchte die GB* im Stadtteil nach Menschen, die sich für das Miteinander einsetzen und dazu beitragen, dass der südliche 15. Bezirk so lebenswert ist. Im Mittelpunkt standen die Menschen und ihr Engagement, beides aufzuzeigen und somit die bestehende Solidargemeinschaft weiter zu unterstützen und zu fördern.





„Zusammenwachsen“ von Alt und Neu

Seit Jänner 2018 betreut die GB* den 23. Bezirk mit Schwerpunkt auf die neuen Stadtteilmanagementgebiete Atzgersdorf und In der Wiesen. Hier, in zwei Liesinger Stadtentwicklungsgebieten, entstehen in den nächsten ein bis zwei Jahren rund 5.000 Wohnungen im Stadtteil Atzgersdorf und rund 3.500 im Gebiet In der Wiesen. Das GB*-Team ist mit einem Stadtteilmanagementbüro vor Ort aktiv.

Das Stadtteilmanagement ist ein Instrument der integrierten Stadtentwicklung, um die Entstehung eines Stadtteiles sowie das Zusammenwachsen von „Alt“ und „Neu“ professionell zu begleiten, zu fördern und nachhaltige Netzwerkstrukturen aufzubauen. Bauliche und räumliche Entwicklungen sollen den Bewohnern und Bewohnerinnen bestmöglich vermittelt und das soziale Zusammenleben in Neubaugebieten unterstützt werden. Die örtliche Präsenz ist dabei sehr wichtig. Ausgangspunkt aller Aktivitäten im Rahmen des Stadtteilmanagements sind die Bedürfnisse und Potenziale der Menschen für ein gelingendes Zusammenwohnen. Mithilfe von unterschiedlichen Methoden der Gemeinwesenarbeit (wie z. B. aktivierende Befragungen, runde Tische, Zukunftsforen und Grätzelperioden) wird das Zusammenleben im und die Identifikation mit dem Stadtteil von Anfang an gestärkt. Unterschiedliche Interessen und Machtverhältnisse, die aufeinandertreffen, sind wahrzunehmen und aufzuzeigen. Eigeninitiativen der Menschen im Stadtteil sollen gestärkt und angeregt werden. Die Aufgabe des Teams der GB* liegt hier in der Vernetzung, Information, Beratung und der Unterstützung vor Ort.

Das Interesse und Engagement der Bevölkerung ist diesbezüglich sehr groß, daher wird mit einer interaktiven Ausstellung zum Mitmachen im GB*-Stadtteilmanagement zu aktuellen Bauprojekten und Entwicklungen informiert. Mit aktivierenden und spielerischen Elementen werden lokales Wissen und Stimmungslagen der Besucher abgefragt und für andere sichtbar gemacht. Kommunikative Formate wie Spaziergänge – z. B. zum Thema „unsichtbares Atzgersdorf“ – sollen darüber hinaus auch hinter die eine oder andere Fassade blicken lassen und die Menschen zusammenbringen.

Quellen- und Literaturverzeichnis:

Drilling, Matthias; Oehler, Patrick (Hrsg.), Soziale Arbeit und Stadtentwicklung. Forschungsperspektiven, Handlungsfelder, Herausforderungen. 2. Auflage (Wiesbaden 2016)
Stövesand, Sabine; Stoik, Christoph; Troxler, Ueli (Hrsg.), Handbuch Gemeinwesenarbeit: Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Deutschland – Schweiz – Österreich (Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit), Band 4 (Berlin – Toronto: Budrich 2013)



Jugendzentrum

come2gether

Im von COOP HIMMELB(L)AU geplanten Büro- und Wohngebäude Schlachthausgasse Ecke Baumgasse im 3. Wiener Gemeindebezirk befindet sich das vom Verein Wiener Jugendzentren betriebene Jugend- und Stadtteilzentrum come2gether. Lukas Lorenz hat einen Jugendabend fotografisch festgehalten.





Sendungsbewusstsein statt Langeweile – das Angebot des Jugendzentrums come2gether wird bestens angenommen



Mehrmals in der Woche finden Jugendabende im come2gether statt







Mit mehr als nur den „klassischen“ Jugendzentrumsangeboten bietet es verschiedensten Initiativen und Gruppen eine Heimat





Pilotprojekt

Pioniergarten



Eine Wohnsiedlung in Favoriten zeigt vor, wie naturnah das Leben in der Großstadt sein kann: In der Pioniersiedlung blühen Blumenwiesen, gedeihen Gemüsebeete und zwitschern die Vögel von den Bäumen. Auf Anregung der Wohnbauvereinigung werden ökologische Kreisläufe hier zugelassen statt unterbunden. Anna Soucek ist vom preisgekrönten Naturgarten begeistert.





Ein ungewöhnlicher Anblick für eine Wiener Wohnsiedlung: Baumstümpfe bleiben liegen und bieten sich Insekten als Nistplatz und Menschen als Sitzplatz an



Blühende Wiesen, wuchernde Wälder und die freie Natur, wo es grünt und sprießt, flirrt und zwitschert, genießt ein jeder gern. Aber direkt vor der eigenen Haustür, da soll der Rasen lieber getrimmt sein, die Hecke in Form gebracht, der Pflanzenwuchs kontrolliert und organischer Abfall unverzüglich beseitigt werden. Von Insekten gar nicht zu reden.

Es ist also keine Selbstverständlichkeit, dass in Wien eine ganze Wohnhausanlage auf ökologische Betreuung umgestellt wurde – eine Pionierleistung, zweifelsohne. Ein stilles Experiment, das – in Zeiten schrumpfender Grünräume und angesichts des massiven Rückgangs der Tier- und Pflanzenbestände – noch Vorbildwirkung entfalten könnte.

**Einige derer,
die damals ein-
gezogen sind,
haben ihr ganzes
Wohnleben hier
verbracht.**

„Pioniersiedlung“ nennt man die Anlage in der Favoritenstraße 235, weil sie das erste Wohnungsprojekt war, das die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte nach ihrer Gründung 1953 umgesetzt hat. 1956 war die aus dreißig Häusern bestehende Siedlung fertig. Einige der Menschen, die damals eingezogen sind, haben ihr ganzes Wohnleben hier verbracht. Seit drei Jahren wird die insgesamt 11.000 Quadratmeter große Grünfläche ökologisch betreut und

naturnah belassen. Das heißt: kein Kunstdünger und Torf, wild wachsende Blumenwiesen statt englischem Rasen und Gartenarbeit, die der Vielfalt an Pflanzen und Tieren zuträglich ist und Rücksicht auf die Abläufe der Natur nimmt. Außerdem wurden – nach dem Vorbild von „Urban Gardening“ – Hochbeete eingerichtet, in denen Bewohner und Bewohnerinnen der Siedlung Gemüse anbauen können. All das wurde zwar von der Hausverwaltung, der WBV-GPA also, initiiert, doch getragen wird es von den Mietern und Mieterinnen.

Den Feldhamstern haben die Gartenfreunde ein eigenes Hamsterfeld mit Rennbahn eingerichtet. Dennoch bevorzugen die Nager den umzäunten Gemüsegarten, wo sie sich an den Jungpflanzen bedienen. „Ist halt so, damit müssen wir leben“, kommentiert Herbert Floigl die Einbußen an seiner Ernte. Feldhamster sieht man in der Großstadt selten – manche Menschen halten sie daher für Ratten, erzählt der Bewohner. Ein Feldhasenpärchen hat sich in der Pioniersiedlung niedergelassen sowie Igel und Marder; auch ein Fuchs soll gesichtet worden sein.

Eine Amsel singt in der Baumkrone am Rande des Gemüsegartens, während sich Medienvertreterinnen zu einem Besichtigungstermin des Pioniergartens einfinden. Man nimmt an einem mit Tischtuch und Getränken gedeckten Parktisch Platz. Eine Sense hängt an einem knorrigen Baum. Mit ihr soll später vorgeführt werden, wie Sensenmähen geht. Denn diese Technik ist naturfreundlicher als das Mähen mit motorisierten Rasenmähern. Leiser ist sie

freilich auch, und diesen angenehmen Nebeneffekt hat auch der konsequente Verzicht auf Laubbläser in der Pioniersiedlung. Entfernt man das Laub unter Sträuchern oder auf Wiesen, zerstört man Lebensräume von Tieren, die unter Hecken leben und das Blattwerk als Schutz verwenden. Kleintiere wie Igel brauchen das Laub, aber auch Nützlinge wie Marienkäfer und Ohrwürmer. Ein Laubbläser zerreißt solche Strukturen in Sekundenschnelle.

Mitarbeiter der WBV-GPA sind anwesend, einige Mieter und Bewohnerinnen und Vertreter der Umweltorganisation GLOBAL 2000. Fotografinnen haben Aufstellung genommen, die Aufnahmegerte auf dem Tisch laufen. Eine Journalistin möchte wissen, ob es denn nicht auch Widerstand gegeben hat gegen die ökologische Umstellung. Herr Floigl, der im Mieterbeirat ist und den Pioniergarten mit aufgebaut hat, antwortet: „Ein wichtiger Teil unserer Arbeit hier ist die Bewusstseinsbildung. Wir haben eine Informationsveranstaltung gemacht, um die Leute darauf vorzubereiten, welche Maßnahmen gesetzt beziehungsweise unterlassen werden.“ Der Begriff der Schönheit tauche immer wieder auf, wenn es um die Grünflächen geht, erzählt er: „Manche finden ein glatt rasiertes Fußballfeld schön, andere eher eine wuchernde Gsttten. Viele Skeptiker sind aber umgeschwenkt, weil sie entdeckt haben, welche unglaubliche Schönheit in der botanischen Vielfalt steckt, die sich entwickelt, wenn das Gras halt seltener gemäht wird.“

Erzungen wird die Wildnis hier freilich nicht – im Vordergrund steht immer noch die Zufriedenheit der Bewohner und Bewohnerinnen, erklärt Danijel Krajina, der die Anlage seitens der WBV-GPA betreut und viel für den Erfolg des Pioniergartens getan hat: „Wie Herr Floigl sagt: Was schön ist, ist ein subjektives Empfinden. Wir versuchen gemeinsam mit dem Mieterbeirat einen Mittelweg zu finden, um eine geordnete Wildnis zuzulassen und zugleich auch einer konservativeren Schnheitskultur gerecht zu werden. Es gibt hier verschiedene Zonen, die unterschiedlich intensiv bearbeitet – oder eben gar nicht bearbeitet – werden. Es gibt ausgewiesene Wildblumenflchen, die nur einmal im Jahr mit der Sense abgemht werden, sodass eine Vielfalt an Gräsern und Blumen wachsen kann. Andere Flächen werden nach Bedarf gemäht – wenn sich ein Bewohner beschwert, dann berücksichtigen wir das natürlich.“ Betreut wird die Grünanlage von einem sozialökonomischen Betrieb in enger Absprache mit dem Mieterbeirat. Viele Entscheidungen obliegen dabei den Gärtnern selbst, schildert Danijel Krajina anhand eines Beispiels: „Die Laubentfernung haben wir im Leistungsverzeichnis enthalten, zweimal im Herbst. Aber an welchen Tagen das gemacht wird, überlassen wir ihnen. Wo die Hecken ausgelichtet und fachgerecht vom Wildgehlz befreit werden, wie das Wildgehlz verarbeitet wird, das überlassen wir auch den Mitarbeitern der Firma HAUS AKTIV.“ Wo die Grtnerninnen entscheiden, einen Bereich ganz auszulassen, entstehen kleine Naturparadiese.

Danijel Krajina und Herbert Floigl präsentieren den Medienvertreterinnen ihr grünes Paradies





„Wenn man durch die Anlage geht, erkennt man schon, welches Potenzial da ist“, sagt Dominik Linhard von GLOBAL 2000, „man sieht es an den Gräsern, die hoch wachsen, an den verschiedensten Pflanzenarten, die man im städtischen Gebiet nicht erwarten würde. Neben den Wiesenklassikern wie verschiedene Kleearten, Butterblumen und Löwenzahn gibt es auch Schafgarben, Mohnblumen, Flockenblumen und Glockenblumen. Milchsterne und Aniskräuter sind auch zu finden.“ Das alles sind Pflanzen, die in den Wiesen spontan aufgehen, das heißt, man braucht gar nicht gezielt ansäen, sondern nur ein wenig Geduld haben – erstaunlich, welche botanischen Schätze da hervorwachsen, wenn man weniger oder gar nicht mehr mäht. Und mit der pflanzlichen Vielfalt wächst jene der Tiere: „Den Ampfer hat eigentlich niemand gern, weder Bäuerinnen noch Gärtner. Es gibt aber eine Ampferart, die für eine spezielle Schmetterlingsart geeignet ist. Und wir haben die Möglichkeit, ihn hier zu belassen – weil wir hier weder ein striktes Parkgrün haben noch landwirtschaftliche Nutzung. So können wir dazu beitragen, dass eine ganz besondere Schmetterlingsart hier ihr Zuhause findet“, sagt Dominik Linhard.



Der Biodiversitätsexperte hat zum heutigen Termin, der von allen beteiligten Organisationen ausgiebig dokumentiert wird, eine Plakette mitgebracht, die auf einer Informationstafel am Eingang der Wohnhausanlage angebracht wird. Denn GLOBAL 2000 ernennt das Projekt in Wien-Favoriten zu einer „Pioneroase des Nationalpark Gartens“. Der Nationalpark Garten ist ein Netzwerk an kleinen Naturschutzgebieten, das mithilfe österreichischer Gärtner und Gärtnerinnen aufgebaut wird, mit dem Ziel – im Sinne des Artenschutzes – möglichst viele wertvolle Lebensräume für Bienen, Schmetterlinge und ähnliches Getier zu schaffen. Die „Pioneroase“ in der Favoritenstraße ist Wiens erste Wohnhausanlage, die es schafft, die Auflagen zu erfüllen. Bisher ist der Titel „Nationalpark Garten“ nur an Kleingärten vergeben worden – genauso wie die Auszeichnung „Naturnahe Grünoase“ der Wiener Umweltschutzabteilung (MA22), über die sich die Gärtnergemeinschaft in Favoriten ebenfalls seit



Die Nachfrage nach Gemüsebeeten ist so groß, dass der Garten demnächst erweitert wird

2019 freuen darf. Diese Gemeinschaft, die die Hochbeete bewirtschaftet und sich ehrenamtlich um die ökologische Betreuung der Wiesen, Sträucher und Bäume verdient macht, hat anfangs aus 13 Bewohnerinnen bestanden, und sie ist gewachsen – was auch an der Zahl der Gemüsebeete ablesbar ist. Der Garten wird um eine Hochbeetzeile erweitert, denn die Nachfrage nach einem eigenen Beet ist groß. Gut getan hat das Gartenprojekt nicht nur der Tier- und Pflanzenwelt, sondern auch den Menschen, die hier leben, berichtet Herbert Floigl; viele Nachbarn hätten einander über die Gartenarbeit überhaupt erst kennengelernt. Floigl ist nicht nur „Gartenfreund“ der ersten Stunde, sondern auch ein Bewohner aus der Pionierzeit. Seit 1956 lebt er hier; seine Mutter war lange Hausbesorgerin, er fühlt sich in gewisser Weise auch als solcher hier. Ob er sich erinnern könne, wie die Anlage in seiner Kindheit ausgesehen habe, fragt ein anwesender Journalist. „Das war ganz kurios“, lacht Herr Floigl, „da wurde fachmännisch das Gras gesät, von fleißigen Gärtnern mit Brettern hineingetreten und dann bewässert. ‚Betreten der Wiese verboten‘ stand auf den aufgestellten Schildern. Ich wurde als Kind einmal zu einer Strafe von 20 Schilling verdonnert, weil wir auf der Wiese natürlich Fußball gespielt haben. So hat sich die Zeit geändert, und aus diesem strengen Parkrasen ist eine wunderbare Naturfläche geworden.“

Ein Nachbar der Liegenschaft hat sich dem Pilotprojekt angeschlossen: Von der Abteilung Wiener Stadtgärten (MA 42) der Gemeinde Wien wurde der angrenzende Teil des Volksparks Laaer Berg zur naturnahen Wiese erklärt. „Die langsame Umwandlung von einem gedüngten Gartenboden zu einem natürlichen, kargen Wiesenboden ist ungewohnt und soll hier demonstriert werden“, wirbt eine Informationstafel um Nachsicht, „farbenprächtige Kräuter und Gräser werden Sie für Ihr Verständnis und Ihre Geduld entschädigen.“ Herbert Floigl freut die Wiesensolidarität: „Das ist wunderbar, weil unser schmaler Streifen, der in den Park hineingeht, hat mehr Gewicht, und die Natur ist dadurch grenzenlos.“

Bei einem den Medientermin abschließenden Rundgang weist Herbert Floigl auf alles hin, worauf die Pioniergärtnerinnen und -gärtner stolz sind: mit Efeu und wildem Wein bewachsene Mauern; Wiesenstücke, die nur am Rand gemäht werden, sodass nichts auf die Gehwege sprießt; ein Insektenhotel und eine mit „Himmelswasser“ beschriftete Regenwassertonne, aus deren Wasserhahn man sich mit der Gießkanne bedienen kann; Vogelnester im Bereich der Naturwiese, Strauchbiotope entlang der „Naschzeile“ mit Himbeeren, Ribiseln und Blumen; Rastplätze aus Baumstumpen. Auf einem solchen hat eine ältere Dame, die von ihrer Pflegerin begleitet wird, Platz genommen, um sich vom Spaziergang auszuruhen. In ihrer Hand hält sie ein Sträußlein aus bunten Wiesenblumen.

Der solidarisch- aktive Neue Mensch

„Das Rote Wien ist ein radikales Projekt der Spätaufklärung. Es ist ein Projekt der Veralltäglicung der Utopie.“ (Wolfgang Maderthaner) – „Es ist schwierig, andere Orte zu finden, wo sich ein soziales Experiment so in die Stadt und in die Alltagserinnerung eingeschrieben hat.“ (Helmut Konrad)

Das Rote Wien der Jahre 1919–1934 zählt zu den bemerkenswertesten Kapiteln der österreichischen Geistes- und Kulturgeschichte. Die Basis hierfür wurde auf Bundesebene durch den sozialgesetzlichen Reformschub des Gewerkschafters Ferdinand Hanusch gelegt. Die in den Jahren 1918–1920 gesetzten Maßnahmen (u. a. Achtstundentag sowie Urlaubsanspruch der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer) eröffneten der Bevölkerung einen zuvor nicht gegebenen Gestaltungsraum in der gewonnenen Freizeit. Die österreichische Sozialdemokratie hatte sich seit ihrem Hainfelder Einigungsparteitag 1888/89 zuallererst als eine (Gegen-)Kulturbewegung verstanden. Im Roten Wien fand sie schließlich die Möglichkeit, kulturschaffend im weitesten Sinn zu wirken. Dafür war jedoch eine politische Niederlage verantwortlich; auf Bundesebene ging es um die Klärung einer zentralen Streitfrage zwischen den Christlich-

sozialen und den Sozialdemokraten: Föderalismus oder Zentralismus? Das konservative Lager setzte sich durch, wovon die SDAP in Wien nach dem freiwilligen Ausscheiden aus der Bundesregierung im Jahr 1920 und der Anfang 1922 vollzogenen Trennung von Niederösterreich profitierte. Die sozialdemokratische Stadtverwaltung hatte durch die vom Bund den Ländern eingeräumte partielle finanzpolitische Autonomie nun die Chance, tiefgreifende und umfassende Reformen durchzuführen. Sie zielten darauf ab, die Lebensqualität der Mehrheit der Menschen in der Millionenstadt deutlich zu verbessern. Der sozialdemokratische Vordenker Otto Bauer hatte eine „Kulturgemeinschaft“ vor Augen, deren Mitglieder sich durch eine von reformpädagogischen Konzepten geprägte Erziehung in den Kindergärten und Schulen zu selbstbestimmten und verantwortungsbewussten Menschen entwickeln sollten. Der von Max Adler sogenannte Neue Mensch würde durch eine umfassende Kulturalisierung des Individuums entstehen. Dieser (neue) Mensch sollte das solidarisch-aktive Mitglied der visionären sozialistischen Kulturgemeinschaft sein. Die Visionäre des Roten Wien waren davon überzeugt, dass der von ihnen in Gang gebrachte Prozess ein automatisches Hineinwachsen in den Sozialismus wäre. So würde schließlich eine Gesellschaft entstehen, die sich durch Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität auszeichnet.

Kultur(-arbeit) war aus dieser Perspektive Voraussetzung und zugleich Garant für eine bessere, ja sogar für eine sinnerfüllte Zukunft. Die SDAP wollte mit einem ungemein großzügigen kulturellen Angebot möglichst viele Menschen aus der Masse der bislang Benachteiligten und Ausgebeuteten erreichen. Diese wichtigen Aufgaben hatten Volksbildungsvereine, Kultur- und Bildungsorganisationen, lebensreformerische Vereinigungen und Sportvereine übernommen. Die frühe Einübung der solidarisch-aktiven Lebenspraxis ermöglichten die als Verein 1908 gegründeten und 1921 in die SDAP eingegliederten Kinderfreunde und die 1925 eingerichtete Jugendorganisation Rote Falken. Sie boten tausenden Kindern und Jugendlichen erstmals die Teilnahme an Ferienlagern und damit zugleich die Möglichkeit zur Einübung demokratischer Selbstverwaltung, solidarischen Zusammenlebens und des gemeinsamen Bewältigens von Aufgaben im Alltag. Auf die Schulung ihrer Betreuer wurde großer Wert gelegt. In der Erzieher Schule der Kinderfreunde, die 1919–1923 in Räumlichkeiten des Schlosses Schönbrunn einquartiert war, lehrten als Dozentinnen zum Beispiel Alfred Adler, Max Adler, Emmy Freundlich, Wilhelm Jerusalem und Marianne Pollak. Die 1909 gegründete und von Robert Danneberg aufgebaute Zentralstelle für Bildungswesen trug in organisatorischer Hinsicht Wesentliches zur Vermittlung des breitgefächerten kulturellen Angebots bei. Die Anzahl der von ihr organisierten Einzelvorträge, die das Fundament der „proletarischen Massenbildung“ waren, stieg von 731 (1922) auf 6.650 (1932). Renommierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen unterschiedlichster Fachbereiche hielten Vorträge in Arbeiterbüchereien, Arbeiterheimen,



Parteilokalen und Betrieben. Die vielfältige Kulturvermittlung wurde von Vereinen geleistet, die das so engagierte soziale Experiment des Roten Wien mit Leben erfüllten. Mit der 1934 erzwungenen Auflösung der sozialdemokratischen Vereinslandschaft fand es sein vorläufiges Ende. Es war eben auch die Kulturpolitik des Roten Wien, die breite Anerkennung in der Bevölkerung fand. Einige Tage vor den Gemeinderatswahlen im April 1927 würdigten Persönlichkeiten des kulturellen Lebens in einer „Kundgebung des geistigen Wien“ das „überpolitische Werk“ der großen sozialen und kulturellen Leistungen der sozialdemokratischen Stadtverwaltung. Die in der Arbeiter-Zeitung publizierte Stellungnahme, unterzeichnet u. a. von Karl Bühler, Sigmund Freud, Hans Kelsen, Alma Maria Mahler, Robert Musil, Anton Webern und Franz Werfel, erregte viel Aufsehen. Sie verdeutlichte, wie stark das aufklärerische Moment, das seit dem 18. Jahrhundert das Bildungsbürgertum ausgezeichnet hatte, in der sozialdemokratischen Bildungs- und Kulturpolitik verankert war. Robert Musil sprach 1928 von dem „paradoxen Zustand, daß die Verteidigung und Weiterbildung des freigeistigen, humanen, ursprünglich bürgerlichen Ideenkreises heute von der Sozialdemokratie – vielfach gegen den Widerstand der Bürgerlichen – besorgt wird.“ Der Großteil jener, die das kommunale Experiment des Roten Wien vorantrieben, war von Wissenschaftsgläubigkeit und Fortschrittsglauben beseelt. Den Zukunftsoptimismus veranschaulichten die von dem Nationalökonom Otto Neurath und dem Grafiker Gerd Arntz entwickelten Bildstatistiken perfekt. Die Visualisierung von sozialen und ökonomischen Zusammenhängen verdeutlichte die beeindruckenden Erfolge der Sozialdemokratie in Wien; sie wurden auch in den auf Aufklärung setzenden Ausstellungen des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums gezeigt, das 1924 von Neurath gegründet worden war. Aus der Wiener Methode der Bildstatistik ging das International System of Typographic Picture Education (ISOTYPE) hervor, dem sich Neurath nach 1934 im holländischen Exil widmete. Der energische und vielbeschäftigte „Kathederspreihengst“, der u. a. als Mitglied des Wiener Kreises, Universitätsdozent und engagierter Vortragender an Volkshochschulen wirkte, zählte zu den herausragenden Persönlichkeiten des Roten Wien.

Der aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie stammende Thomas Mann, dem 1929 der Nobelpreis für Literatur verliehen worden war, sprach im Oktober 1932 im Ottakringer Volksheim erstmals vor einem „sozialistischen Arbeiterpublikum“. Der in bürgerlichen Kreisen höchst populäre Schriftsteller empfand dieses Ereignis „als epochal für mein persönliches Leben und meine geistige Entwicklung“. Von den Errungenschaften des Roten Wien zeigte sich Thomas Mann in einem Artikel der Arbeiter-Zeitung tief beeindruckt: „Es ist erstaunlich und in höchstem Maß bewundernswert, was hier vom hygienischen, ästhetischen und sozialen Standpunkt an Vorbildlichem geschaffen wurde und von keiner Stadt der Welt übertroffen wurde.“



Soziale Projekte und die WBV-GPA

PROJEKTNAME	ADRESSE	SEITE	Bildung	Diversität	Integration	Wohnungslosenhilfe	Gemeinwesen
Arbeiter-Samariter-Bund Österreichs, Landesverband Wien* Besiedelungsmanagement	Dittelgasse 9 1220 Wien						×
Arbeiter-Samariter-Bund Österreichs, Landesverband Wien Betreute Seniorenwohngemeinschaft	Braunhubergasse 24A/1 1110 Wien	S. 90 – 97		×			×
Arbeiter-Samariter-Bund Österreichs, Landesverband Wien Betreute Seniorenwohngemeinschaft	Herbortgasse 35/1 1110 Wien	S. 90 – 97		×			×
Arbeiter-Samariter-Bund Österreichs, Landesverband Wien** Betreute Seniorenwohngemeinschaften	Dittelgasse 9 1220 Wien	S. 90 – 97		×			×
Arbeitsgemeinschaft Nichtsesshaftenhilfe Wien** Haus Schenkendorfgasse 18	Schenkendorfgasse 18 1210 Wien					×	
Arbeitsgemeinschaft für Nichtsesshaftenhilfe Wien – Leistbares Wohnen mit mobiler Wohnbetreuung „Haus Admiralda“	Brünner Straße 116 1210 Wien	S. 50 – 57				×	
Arbeitsgemeinschaft für Nichtsesshaftenhilfe Wien Mobil betreutes Dauerwohnen „Resi-Haus“	Siccardsburggasse 80 1100 Wien					×	
ARGE Klerings – WBV-GPA Gebietsbetreuung Stadterneuerung im Auftrag der MA25	Sechshausenstraße 23 1150 Wien	S. 134 – 139					×
Caritas der Erzdiözese Wien Betreute Wohngemeinschaften	Nussbaumallee 26 1110 Wien			×	×		
Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe In Not Notfallswohnung	Nussbaumallee 26/3/13 1110 Wien			×	×		
Caritas Wien Betreutes Wohnen	Siegfriedgasse 3/2/14 1210 Wien			×	×		
DAS BAND – gemeinsam vielfältig, Verein für unterstütztes Arbeiten und Wohnen** Betreutes Wohnen	Fontanastraße 3 1100 Wien	S. 90 – 97		×			
Diakonie Bildung gem. GmbH Evangelisches Gymnasium und Werkschulheim	Erdbergstraße 222A 1110 Wien	S. 30 – 37		×			
Diakonie Bildung gem. GmbH Evangelisches Realgymnasium Donaustadt	Maculangasse 2 1220 Wien	S. 30 – 37		×			
Diakonie Bildung gem. GmbH Johann Sebastian Bach Musikschule	Gasometer B, Guglgasse 8 1110 Wien	S. 38 – 43		×			
Diakonie Flüchtlingsdienst gem. GmbH Betreutes Wohnen	Gisela-Legath-Gasse 1/4/1 1220 Wien					×	
Diakonie Flüchtlingsdienst gem. GmbH Betreutes Wohnen	Gisela-Legath-Gasse 1/4/3 1220 Wien					×	
Diakonie Flüchtlingsdienst gem. GmbH Betreutes Wohnen	Maria-Tusch-Straße 2/1/12 1220 Wien					×	

PROJEKTNAME	ADRESSE	SEITE	Bildung	Diversität	Integration	Wohnungslosenhilfe	Gemeinwesen
Die Kinderfreunde Leopoldstadt Kindergarten / Hort	Vorgartenstraße 161 1020 Wien		✗				
Die Kinderfreunde Simmering Kindergarten / Hort	Etrichstraße 15-19/4/1-3 1110 Wien		✗				
Die Wiener Volkshochschulen GmbH** VHS Donaustadt	Janis-Joplin-Promenade 18 1220 Wien		✗				
Die Wiener Volkshochschulen GmbH VHS Penzing	Hütteldorfer Straße 112/4/1 1140 Wien		✗				
Frauenwohnprojekt [ro*sa] Donaustadt Johanna Dohnal Haus	Anton-Sattler-Gasse 100/22A 1220 Wien	S. 99		✗			✗
Institut Haus der Barmherzigkeit / HABIT Wohngruppen für Kinder und Jugendliche	Gisela-Legath-Gasse 1/4/2 und 1/4/1/5, 1220 Wien	S. 88 – 89		✗			
Jam Music Lab Private University for Jazz and Popular Music	Gasometer B, Guglgasse 8 1100 Wien	S. 38 – 43	✗				
KWP-Generationenzentrum*** „All In Penzing“	Käthe-Dorsch-Gasse 1140 Wien	S. 78 – 87					✗
neunerhaus – Hilfe für obdachlose Menschen neunerhaus Hagenmüllergasse – Sozial betreutes Wohnen	Hagenmüllergasse 34 1030 Wien				✗		
neunerhaus – Hilfe für obdachlose Menschen neunerhaus Kudlichgasse – Sozial betreutes Wohnen	Gellergasse 39 1100 Wien				✗		
Neunerhaus Soziales Wohnen und Immobilien gemeinnützige GmbH*** – Zentrale und betreutes Wohnen	Wolfganggasse 1120 Wien	S. 58 – 65 S. 78 – 87			✗		
Neunerhaus Soziales Wohnen und Immobilien gemeinnützige GmbH – Housing First	Diverse Wohnungen in Wien	S. 58 – 65 S. 66 – 71			✗		
OeAD-WohnraumverwaltungsGmbH Studentenheim	Simmeringer Hauptstraße 143 1110 Wien		✗				
OeAD-WohnraumverwaltungsGmbH Studentenheim / GreenHouse	Sonnenallee 41 1220 Wien	S. 80	✗	✗			✗
OeAD-WohnraumverwaltungsGmbH Studentenheim / PopUp dorms I	Sonnenallee 28 1220 Wien		✗				
OeAD-WohnraumverwaltungsGmbH Studentenheim / PopUp dorms II	Sonnenallee 30 1220 Wien		✗				
ÖGB Chancen Nutzen Büro Wohnungen für besondere Bedürfnisse	Diverse Wohnungen in Wien			✗	✗		
ÖJAB – Österreichische Jungarbeiterbewegung*** Lehrlingsheim, Werkstätten u. a. Einrichtungen	Hermi-Hirsch-Weg 1120 Wien	S. 78 – 87	✗	✗			✗
ÖJAB – Österreichische Jungarbeiterbewegung Studentenheim / GreenHouse	Sonnenallee 41 1220 Wien	S. 78 – 87	✗				

*In Umsetzung **In Bau ***In Planung

Soziale Projekte und die WBV-GPA

PROJEKTNAME	ADRESSE	SEITE	Bildung	Diversität	Integration	Wohnungslosenhilfe	Gemeinwesen
Österreichische Studentenförderungsstiftung home4students Studentenheim / PopUp dorms I	Sonnenallee 28 1220 Wien		✗				
Österreichische Studentenförderungsstiftung home4students Studentenheim / PopUp dorms II	Sonnenallee 30 1220 Wien		✗				
Österreichischer Integrationsfonds DDR. Kardinal König Integrationswohnheim	Zinnergasse 29 1110 Wien	S. 106 – 115			✗		
Österreichischer Integrationsfonds – Fonds zur Integration von Flüchtlingen und MigrantInnen (ÖIF) Zentrale	Schlachthausgasse 30/3/4 1030 Wien				✗		
Pensionistenverband Steiermark – Bezirksorganisation Graz Umgebung Bezirksbüro	Rebengasse 5/0/3 8010 Graz						✗
Que[e]rbau Wien – Verein für gemeinschaftliches Bauen und Wohnen Que[e]rbau Seestadt	Maria-Tusch-Straße 2 1220 Wien	S. 90 – 97 S. 123 – 125		✗			✗
Reparatur- und Service-Zentrum R.U.S.Z GmbH*** Gerätepool und Reparaturservice	Käthe-Dorsch-Gasse 1140 Wien	S. 78 – 87					✗
Service Mensch GmbH – Volkshilfe Niederösterreich Betreutes Wohnen	Klederinger Straße 17 2320 Schwechat			✗			
Stadt Wien Kindergarten, Kleinkindergruppe	Laaer-Berg-Straße 47C 1100 Wien		✗				
Stadt Wien Kindergarten, Kleinkindergruppe	Oleandergasse 21/3/1 1220 Wien	S. 18 – 25	✗				
Stadt Wien / Wiener Schulen Offene Volksschule	Wagramer Straße 224B 1220 Wien	S. 30 – 37	✗				
Verein „Gemeinsam Leben – Gemeinsam Lernen – Integration“ Betreutes Wohnen	Gisela-Legath-Gasse 1/4/3/7 1220 Wien			✗			
Kinder In Wien / Österreichisches Kinderrettungswerk Kiwi-Kindergarten Breitensee	Hütteldorfer Straße 112A/1/2 1140 Wien		✗				
Kinder In Wien / Österreichisches Kinderrettungswerk Kiwi-Kindergarten Quellenstraße	Quellenstraße 2B/2/1 1100 Wien		✗				
Verein Balance – Leben ohne Barrieren Betreutes Wohnen	Boltensterngasse 1/2/1 1220 Wien			✗			
Verein Jugend am Werk Betreutes Wohnen	Carminweg 6/11/3 1210 Wien			✗			✗
Verein Jugend am Werk Betreutes Wohnen	Silenegasse 8/1/1 1220 Wien			✗			✗
Verein Kindergruppe Grisù Kindergruppe	Pernerstorfergasse 83/2 und 3 1100 Wien		✗				

PROJEKTNAME	ADRESSE	SEITE	Bildung	Diversität	Integration	Wohnungslosenhilfe	Gemeinwesen
Verein Lebenshilfe Region Judenburg Betreutes Wohnen	Burgogasse 16/3 8761 Pöls			✗			
Verein Rettet das Kind Steiermark Mobile sozialpsychiatrische Betreuung Kapfenberg	Wienerstraße 56/1/1 8605 Kapfenberg			✗			
Verein Technokids-Kinderbetreuung Kindergarten	Kundratstraße 6/2/7 1100 Wien		✗				
Verein Volkshaus Purkersdorf Eltern-Kind-Zentrum	Herrengasse 6/1/2 3002 Purkersdorf						✗
Verein Wiener Jugendzentren Jugend- und Stadtteilzentrum come2gether	Schlachthausgasse 30/1EG/1 und /2KG, 1030 Wien	S. 140 – 147					✗
NÖ Wohnassistenz Bereitstellung Leistbarer Wohnungen Sozialarbeiterische Begleitung und Unterstützung	Diverse Wohnungen in Niederösterreich			✗			
Volkshilfe Wien gemeinnützige Betriebs-GmbH Flatworks – Betreute Integrationswohnungen**	Dittelgasse 9 1220 Wien	S. 126 – 127			✗		
Volkshilfe Wien gemeinnützige Betriebs-GmbH Flatworks – Betreute Integrationswohnungen	Leopoldauer Straße 17 1210 Wien	S. 126 – 127			✗		
Volkshilfe Wien gemeinnützige Betriebs-GmbH Vermittlung von Wohnungen für spezielle Bedürfnisse	Diverse Wohnungen in Wien			✗	✗		
Volkshilfe Wien gemeinnützige Betriebs-GmbH Wohnen mit Service / Betreutes Wohnen**	Dittelgasse 9 1220 Wien			✗			
WBV-GPA Gemeinsam Wohnen in Simmering – Integrationsprojekt	Simmeringer Hauptstraße 192A 1110 Wien				✗		✗
WBV-GPA / HAUS AKTIV gemeinnützige GmbH Naturnahe Grün-oase – Pioniergarten	Favoritenstraße 253 1100 Wien	S. 148 – 155					✗
WBV-GPA Studentenheim / GreenHouse	Sonnenallee 41 1220 Wien	S. 80	✗				
WBV-GPA Heim-Vorteil / Wohnheim für junge Menschen	Laaer-Berg-Straße 47B 1100 Wien		✗				
WBV-GPA Studentenheim Erdbergstraße	Erdbergstraße 220 1110 Wien		✗				
WBV-GPA Studentenheim Gasometer B	Gasometer B, Guglgasse 8 1110 Wien	S. 26 – 29	✗				
WBV-GPA / ÖSW / room4rent Academic Guesthouse Vienna**	Janis-Joplin-Promenade 1220 Wien		✗				
WBV-GPA Kompetenz Wohnbau GmbH / Hausbetreuung	Kundratstraße 6 1100 Wien	S. 116 – 125					✗
Wiener Sozialdienste Alten- und Pflegedienste GmbH Betreute Seniorenwohngemeinschaft	Kundratstraße 6 1100 Wien			✗			✗

*In Umsetzung **In Bau ***In Planung

Mitwirkende an diesem Buch



Florian Albert ist gebürtiger Wiener und arbeitet seit zwanzig Jahren als freier Fotograf in den Bereichen Reportage, Reise und Werbung. Seine Laufbahn hat er als Jugendlicher in einem Studio für Werbefotografie begonnen, danach hat er bei diversen Filmproduktionen und in Fotostudios gearbeitet



Christina Bell arbeitet in der Abteilung Kommunikation und Marketing bei der Sozialorganisation neunerhaus. Nach ihrem Studium der Publizistik und Politikwissenschaft und einem Masterabschluss in Menschenrechten war sie als Redakteurin und Projektmanagerin für verschiedene Nichtregierungsorganisationen tätig, zuletzt für den WWF Österreich.

Foto: Christoph Liebenritt



Wojciech Czaja, geboren 1978 in Polen, studierte Architektur an der TU Wien und arbeitet als freischaffender Architekturjournalist, u. a. für Der Standard. Zuletzt erschien sein Buch Hektopolis. Ein Reiseführer in hundert Städte. Er ist Dozent an mehreren Universitäten und Fachhochschulen in Österreich.



Chiara Desbordes wurde 1995 in Luxemburg geboren und zog 2013 nach Wien, um an der Technischen Universität Architektur zu studieren. Sie arbeitet in den Architekturbüros Mobimenti und Superwien, außerdem ist sie Produzentin bei Mies. Magazin. Seit Oktober 2019 setzt sie das Masterstudium an der Akademie der bildenden Künste fort.



Daniel Dutkowski ist Raumplaner, Grafiker und PR-Berater. Seit acht Jahren ist er bei der Gebietsbetreuung Stadterneuerung tätig und leitet das GB*Stadtteilmanagement Atzgersdorf / In der Wiesen. Sein Fokus liegt auf der Prozess- und Projektplanung sowie der Wissensvermittlung von Stadterneuerungsthemen.



Flora Eder leitet die Abteilung Kommunikation und Marketing bei neunerhaus. Die Politikwissenschaftlerin ist Absolventin des Kuratoriums für Journalisten- ausbildung, war als freie Journalistin tätig und baute ab 2012 den Bereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei neunerhaus mit auf.

Foto: Christoph Liebentritt



Melisa Erkurat, geboren in Sarajevo, ist Journalistin aus Wien. Sie beschäftigt sich in ihrer Arbeit unter anderem mit Themen rund um Bildung und Integration. Sie war Chefreporterin bei „das biber“ und hat vergangenes Jahr an einer Wiener Schule unterrichtet.

Foto: Vedran Pilipović



Claudia Grabner ist seit 2018 bei HABIT für Qualitätsmanagement und Kommunikation zuständig. Sie hat in Wien Sonder- und Heilpädagogik studiert und in unterschiedlichen Funktionen in der Wiener Behindertenhilfe gearbeitet, zuletzt im bzBH des Fonds Soziales Wien als Leiterin des Casemanagements.

Foto: Alfred Schön



Susanne Höfler arbeitet als Lektorin, Übersetzerin und Linguistin in Wien und bringt nun schon das vierte Jahr in Folge sprachlichen Feinschliff in die Jahresschrift der WBV-GPA.



Johan Jansson ist 28 Jahre alt und kommt ursprünglich aus Schweden. Er studiert seit März 2018 Globalgeschichte und Global Studies in Wien und zusätzlich seit 2019 Geografie. Sein Ziel ist, in einer internationalen Organisation tätig zu werden oder in der Stadtplanung zu arbeiten.



Johanna Kleedorfer hat Grafik und Werbung an der Universität für angewandte Kunst studiert und arbeitet seit Anfang 2019 als Grafikerin bei Schrägstrich Kommunikationsdesign.

Foto: Marcus Balogh

Mitwirkende an diesem Buch



Stefan Loicht ist Kulturwissenschaftler und bei der WBV-GPA unter anderem Prokurist. Seit 30 Jahren ist er im Bereich der Entwicklung, Umsetzung und dem Betrieb verschiedener Projekte in Wien und anderswo tätig.

Foto: Florian Albert



Lukas Lorenz, geboren in Wien, absolvierte das Kolleg für Fotografie und audiovisuelle Medien an der Graphischen. Er ist selbstständiger Fotograf und arbeitet in den Bereichen Image-, Werbe- und Food-Fotografie.



Klaus Maurer hat Ethnologie und Politikwissenschaft an der Universität Wien und Interkulturelle Kompetenzen an der Donau-Universität Krems studiert. Bei der Volkshilfe beschäftigt er sich seit fünfzehn Jahren mit den Themen Wohnungslosigkeit, Asyl, Integration und Armut.



Rania Moslam ist Fotografin und Veranstalterin und lebt in Wien. Das Organisieren von Konzerten ermöglicht es ihr, ihrer Leidenschaft – dem Fotografieren von Live-Musik bzw. Performances – nachzugehen. Seit 2016 arbeitet sie im ORF RadioKulturhaus als Dramaturgin und Projektleiterin.



Maria Neisser, geboren in Wien, studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Sie ist selbstständige Kommunikationsberaterin und Chefredakteurin der Zeitschrift „ab5zig“ sowie Mitglied des ORF Publikumsrates.



Sabine Pollak ist Partnerin im Büro Köb&Pollak Architektur, Initiatorin des Frauenwohnprojekts ro*sa und leitet die Abteilung Architektur | Urbanistik an der Kunstuniversität Linz.



Claudia Schell ist Sozialarbeiterin mit langjähriger Erfahrung in unterschiedlichen Feldern des Sozialbereiches. Seit zwei Jahren ist sie bei der Gebietsbetreuung Stadterneuerung tätig, ihr Fokus liegt hier auf der Berücksichtigung sozialer Themen bei Partizipations- und Planungsprozessen.

Foto: Daniel Dutkowski



Elmar Schübl ist ausgebildeter Historiker und promovierter Philosoph, der sich für Wissenschaftsgeschichte habilitiert hat. Er ist Privatdozent und Lehrbeauftragter an der Universität Graz und lebt als freischaffender Historiker und Philosoph in Wien.



Anna Soucek hat mit dem „forum experimentelle architektur“ zahlreiche Ausstellungen und Veranstaltungen durchgeführt. Sie macht Radiosendungen für Ö1 und schreibt Texte für diverse Publikationen zu Architektur, Stadtplanung, bildende Kunst und Kunst im öffentlichen Raum.



Aleksandra Tulej ist Chefin vom Dienst beim Wiener Stadtmagazin „das biber“. Seit sechs Jahren arbeitet die gebürtige Polin als Journalistin und schreibt über Themen im Bereich Gesellschaftskritik, Bildung und Migration.



Markus Zahradnik-Tömpe ist seit den späten 1990er-Jahren als Grafikdesigner tätig und hat 2007 das Büro Schrägstrich Kommunikationsdesign gegründet. Seither hat er mehrere Publikationen der Wohnbauvereinigung konzipiert und mitgestaltet.

Impressum

Medieninhaberin und Herausgeberin

Wohnbauvereinigung für Privatangestellte
Gemeinnützige Ges.m.b.H.
Werdertorgasse 9, 1010 Wien

www.wbv-gpa.at

Projektleitung

Stefan Loicht

Konzeption

Stefan Loicht, Anna Soucek, Markus Zahradnik-Tömpe

Redaktion

Christina Bell, Wojciech Czaja, Chiara Desbordes, Flora Eder,
Melisa Erkurt, Claudia Grabner, Johan Jansson, Stefan Loicht,
Klaus Maurer, Maria Neisser, Sabine Pollak, Claudia Schell,
Elmar Schübl, Anna Soucek, Aleksandra Tulej

Lektorat

Susanne Höfler

Gestaltung und Illustration

Schrägstrich Kommunikationsdesign
Johanna Kleedorfer

www.schraegstrich.com

Fotos

Florian Albert
S. 26 | Michael Hierner
S. 29 | Wolfgang Zajic
S. 40 – 45 und 148 – 155 | Rania Moslam
S. 84 und 134 – 139 | Daniel Dutkowski
S. 88 – 89 | APA Fotoservice/Juhasz
S. 140 – 147 | Lukas Lorenz

Druck

Wograndl DRUCK GmbH

Zum Kaffeetrinken und um die Weltlage zu besprechen treffen sich Peter und Franz im Hof ihres Wohnhauses, in dem ausschließlich ehemals Obdachlose eingemietet sind. Herbert ist stolz auf seine Ernte, die er im Gemüsegarten zwischen den Blocks der Siedlung erwirtschaften konnte. Nafisa lädt zu Minztee in ihr Wohnzimmer im Integrationswohnheim, während ihre beiden Kinder aufgekratzt herumturnen.

Und Michael, Nadja, Cilli und Danijel sind überzeugt, dass die Arbeit, die sie mit zahlreichen Mitarbeiterinnen der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte leisten, sinnvoll ist für Menschen wie Franz, Herbert und Nafisa. Dass sie – im Sinne der solidarisch-gewerkschaftlichen Ideen, die den Projekten der WBV-GPA zugrunde liegen – zu einem gemeinschaftlichen, sozial nachhaltigen und auch für schwächere Bevölkerungsgruppen leistbaren Wohn- und Lebensraum beitragen.

Einige dieser Projekte sowie die Menschen, die sie nutzen, die in ihnen leben, die sie ermöglichen, sie instand halten oder betreuen, werden hier vorgestellt.